5/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Moskau, Kremlpalast

Bildbericht vom XXVII. Parteitag der KPdSU

XXVII. Parteitag der KPdSU

Wir gehen davon aus, daß es die Hauptrichtung des Kampfes unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist, würdige, wirklich menschliche materielle und geistige Lebensbedingungen für alle Völker zu schaffen, die Bewohnbarkeit unseres Planeten zu sichern und mit seinen Reichtümern hauszuhalten. Vor allem mit seinem größten Reichtum: dem Menschen selbst und seinen Möglichkeiten. Auf eben diesem Gebiet fordern wir das kapitalistische System zu einem Wettbewerb auf, einem Wettbewerb bei dauerhaftem Frieden.

Aus dem Politischen Bericht an den Parteitag

Kurs für Jahrzehnte

Die Welt blickt auf Moskau – im Kongreßpalast des Kreml berät der XXVII. Parteitag der KPdSU. 4993 Delegierte, ausgestattet mit dem Mandat von 19 Millionen Kommunisten, ziehen Bilanz und bestimmen den Kurs für die nächste Etappe der gesellschaftlichen Entwicklung der Sowjetunion bis ins 21. Jahrhundert. Im Politischen Bericht betonte Michail Gorbatschow, Generalsekretär des ZK der KPdSU: Die Aufgabe besteht darin, auf Leninsche Art ein allseitig ausgewogenes Aktionsprogramm auszuarbeiten, das die Größe der Ziele mit dem Realismus der Möglichkeiten, die Pläne der Partei mit den Hoffnungen und Erwartungen jedes Menschen organisch verbindet. Das höchste Forum der sowjetischen Kommunisten beschließt die Neufassung des Parteiprogramms und das abgeänderte Statut sowie die Hauptrichtungen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der UdSSR für die Jahre 1986 bis 1990 und bis zum Jahr 2000.

Die internationale Anerkennung und Autorität der KPdSU wird durch die Teilnahme von 152 Delegationen kommunistischer und Arbeiterparteien, revolutionär-demokratischer, sozialistischer und sozialdemokratischer Parteien sowie nationaler Befreiungsbewegungen aus 113 Ländern unterstrichen. An der Spitze der Abordnung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands steht Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzender des Staatsrates der DDR.

Die Welt blickt auf Moskau – denn von dort werden neue Impulse ausgehen – für den weltweiten Kampf gegen die Gefahr eines Nuklearkrieges, für Demokratie, Freiheit und sozialen Fortschritt in den Entwicklungsländern, für die weitere Stärkung der Position des Sozialismus in der internationalen Arena.

Die KPdSU verfügt über umfangreiche Erfahrungen bei der Verwirklichung von überaus großen wissenschaftlich-technischen und sozialökonomischen Umgestaltungen. Wie bedeutsam diese aber auch sein mögen, ist unsere Arbeit in der Vergangenheit, was ihre Dimensionen und ihre Kompliziertheit betrifft, nicht mit dem zu vergleichen, was im bevorstehenden Zeitraum zur Rekonstruktion der Volkswirtschaft getan werden muß...

In den Perspektivplänen der sozialökonomischen Entwicklung des Landes ist vorgesehen, den Volkswohlstand auf eine qualitativ neue Stufe zu heben. Es ist geplant, den Umfang der Ressourcen, die für die Verbesserung der Lebensbedingungen bereitgestellt werden, in den nächsten 15 Jahren zu verdoppeln. Das reale Pro-Kopf-Einkommen wird auf das 1,6- bis 1,8fache erhöht...

Der Fleiß und das Talent der sowjetischen Menschen bilden die entscheidende Bedingung für das Erreichen des gesteckten Ziels. Es kommt auf sachkundige Organisation sowie darauf an, diese große Kraft exakt zu lenken.

Aus dem Politischen Bericht an den Parteitag

VII
ЪЕЗД
ПСС

XXVII. Parteitag der KPdSU

Parteitagsdelegierter Fjodor Trofimowitsch Morgun, Doktor der Landwirtschaftswissenschaften, Mitglied des ZK der KPdSU und des ZK der Kommunistischen Partei der Ukraine, Abgeordneter des Obersten Sowjets der UdSSR, 1. Sekretär des Gebietskomitees der Partei Poltawa, Held der Sozialistischen Arbeit. FREIE WELT-Reporter hatten Fjodor Morgun im heimatlichen Poltawa besucht und schon dort ein Wiedersehen in Moskau verabredet – während des Parteitages. In einer Tagungspause trafen sie sich.

Unser Mann aus Poltawa

Wer ihn wirklich kennenlernen will, muß mit ihm über Land fahren, mit ihm über Felder gehen, ihn erleben im persönlichen Gespräch mit Bauern, Agronomen, Mechanisatoren. „Ein Kommunist ist ein Mensch, der verändert – unter allen Bedingungen, mögen sie noch so schwierig sein", sagt er. „Und die Politik ist so, daß sie jeden dazu ermutigt, dem es wirklich um Effektivität, Produktivität, höhere Disziplin, um intensives volkswirtschaftliches Wachstum geht!"

Das Gebiet Poltawa in der Ukrainischen SSR, das sind 28 800 Quadratkilometer, Heimat für 1 725 000 Einwohner in 15 Städten und 25 Landkreisen. Das ist eine Jahresproduktion von über sechs Milliarden Rubel. Das sind LKWs, Eisenbahnwaggons, Elektromotoren, Armaturen, Möbel – in 85 Länder der Erde wird exportiert. Das Gebiet Poltawa, das sind 408 Kolchose und 77 Sowchose und eine mit industriemäßigen Methoden organisierte Landwirtschaft. Sie ist dem 1. Sekretär Fjodor Morgun besonders ans Herz gewachsen. „Wir haben gelernt – auch aus den Erfahrungen der DDR-Landwirtschaft. Nur wer mit hoher Kultur der Bodenbearbeitung aufwartet, kann etwas erreichen", sagt Fjodor Morgun. Er gehört zu denen, die eine neue Methode der pfluglosen Bodenbearbeitung gegen viele Widerstände durchgesetzt haben. Mit großem Erfolg.

Fjodor Morgun gerät in Eifer, wenn das Gespräch darauf kommt. „Unseren Böden fehlt es an Feuchtigkeit. Wenn wir die Humusschicht nicht wie bisher mit dem Pflug umbrechen, sondern die Erde mit dem Flachschneider, einem Gerät zum Auflockern des Bodens, bearbeiten, bewahren wir sie vor dem Austrocknen, vor Erosion." Der gelernte Agronom stammt aus einer Bauernfamilie im Donezker Gebiet. Nachdem er vor zwölf Jahren seine Funktion übernahm, versäumte er keine Gelegenheit, die Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit zu propagieren. Sechs Bücher hat er über dieses Thema geschrieben. Und er ist noch heute Gastgeber für all jene, die sich mit eigenen Augen von dem Neuen überzeugen wollen. „Mit Gewalt erreichst du nichts", sagt er. Morgun organisierte Vergleichsmöglichkeiten: Eine Hälfte des Feldes wurde normal gepflügt, wie immer. Auf der anderen hatte der Flachschneider gearbeitet. Die umgebrochenen Erdschollen – ausgetrocknet, steinhart. „Wie bei uns", konstatierte ein Kolchosvorsitzender, bekümmert nickend. Aber nebenan, wo der Flachschneider gewirkt hatte, war das Erdreich locker. Und in einigen Zentimetern Tiefe: Feuchtigkeit!

Solche Momente gehören zu den glücklichsten des Fjodor Morgun: wenn eine richtige Theorie, richtig angewandt, die ersehnten Resultate zeitigt. „Wir bewerten jeden Leiter in erster Linie danach, wie er es versteht, moralische und materielle Stimulierung wirkungsvoll miteinander zu verbinden."

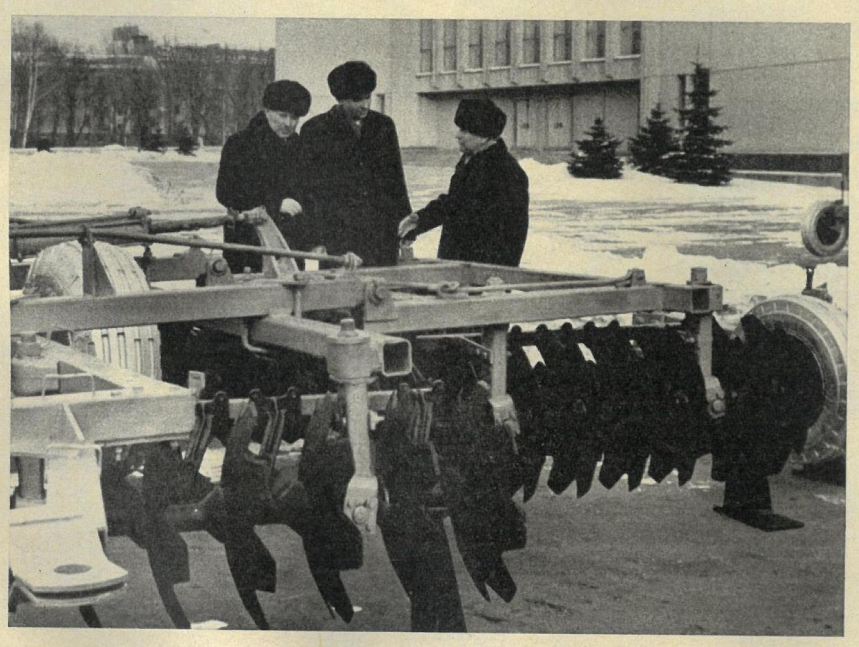
So Fjodor Morgun vor einigen Wochen. Heute nun, auf dem Roten Platz, formuliert er seine ersten Gedanken nach dem Politischen Bericht, den Michail Gorbatschow vor den Delegierten gab. „Es ist für mich ein unbeschreibliches Gefühl, unter den Delegierten zu sitzen, zu beraten und mit Beschlüsse zu fassen, die den Charakter und das Tempo des weiteren Voranschreitens der Sowjetunion bestimmen."

Morgun erinnert sich an die Volksaussprache, in der die Neufassung des Parteiprogramms diskutiert wurde. „Das ‚Wohin' unserer Entwicklung ist bereits seit 1917 beantwortet. Über das ‚Wie' fand die große, umfassende Beratung statt. Jeder Tag kommt mit neuen Situationen und ungelösten Problemen. In unserer Partei ist jedoch – Michail Gorbatschow hat dies in seinem Bericht unterstrichen – die historisch richtige, zeitgemäße Orientierung zur Lösung aller Aufgaben erarbeitet worden. Es herrscht Einmütigkeit darüber, die ökonomische Entwicklung unserer Gesellschaft zu beschleunigen, die Initiative, das Schöpfertum der Volksmassen als unerläßliche Voraussetzung des gesellschaftlichen Fortschritts allseitig zu fördern, und es herrscht Einmütigkeit über das erstrangige Anliegen – den Frieden auf der Erde zu erhalten.

Für mich als sowjetischen Kommunisten ist noch ein Fakt hervorhebenswert: Es ist gut, in unserem Kampf unsere Klassenbrüder von allen Kontinenten an der Seite zu wissen, ja, alle friedliebenden, fortschrittlichen Kräfte der Erde. Delegationen aus 113 Ländern nehmen als unsere Gäste am Parteitag teil, darunter die von unserem verehrten Freund und Genossen Erich Honecker geleitete Delegation der SED. Für mich ist dies mehr als nur eine Höflichkeitsbezeugung. Es ist die erneute Bekräftigung der Unverbrüchlichkeit des Kampfbundes unserer Bruderparteien."

Jürgen Geitner

Fjodor Morgun auf dem Roten Platz...
...und im heimatlichen Poltawa beim Besuch einer Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte



„Auf Wiedersehen in Berlin..."

„Wir treffen uns bald in Berlin. Bis dahin auf Wiedersehen." Die Worte galten dem sowjetischen Bildhauer Lew Kerbel. Erich Honecker traf ihn beim Besuch der Unionsausstellung des Verbandes Bildender Künstler (Bild unten) am Vorabend des XXVII. Parteitages der KPdSU im Kreise von Malern und Grafikern vieler Republiken und Gebiete des Sowjetlandes. Unter den 2000 Werken, die wegen der Vielfalt in Thema und Gestaltung beeindrucken, auch Kerbels Modell des Monuments des großen deutschen Arbeiterführers Ernst Thälmann, das zu dessen 100. Geburtstag, unmittelbar vor dem XI. Parteitag der SED, eingeweiht wird. „Mit besonderer Freude haben wir festgestellt, daß das Thälmann-Thema auch unsere sowjetischen Freunde bewegt", schrieb Erich Honecker in seiner Würdigung der Ausstellung ins Gästebuch. Lew Kerbel machte auf weitere Arbeiten aus seiner Werkstatt aufmerksam, so auf das Denkmal „Kräfte der Oktoberrevolution", ein Monument auf dem Oktoberplatz der sowjetischen Metropole.

Die Mitglieder der SED-Abordnung mit Erich Honecker, Willi Stoph, Kurt Hager, Günter Mittag und Werner Eberlein zollten den Gestaltern der Exposition in der „Manege", der zentralen Ausstellungsstätte der Hauptstadt, hohe Anerkennung. Eine Stunde betrachteten sie das gelungene Bemühen der Künstler, ihre Heimat, ihre sozialistische Umwelt, das Friedensstreben, das menschliche Glück, arbeitsreiches Schaffen darzustellen. Mehr als 1000 Maler, Grafiker, Bildhauer und Designer zeigen ihre Arbeiten unter dem Motto „Wir erbauen den Kommunismus".

Günter Stechow

Die SED-Delegation zum Parteitag der KPdSU: in der Unionsausstellung des Verbandes Bildender Künstler der UdSSR (rechts oben), auf dem Wege zur Kranzniederlegung am Lenin-Mausoleum (rechts).

Fotos: V. Billeb (4), TASS (2), TASS/Musaeljan, Pesow (1), Prawda/Nasarenko (1), ZB/Franke (1), Titelfoto: TASS

In den nächsten Monaten muß es sich endgültig beweisen, was unsere Mühen wert sind: Wir bereiten die Produktionsaufnahme vor – **unseres Verfahrens,** mit dem ein bisher importierter Grundstoff für die Kosmetikindustrie der Republik effektiv hergestellt werden kann. Etwas für das zarte Geschlecht – ein Bräunungsmittel, das ohne Sonne auskommt und dabei der Haut ihre natürliche Frische erhält. Die eigene Idee nun im Härtetest. In der Versuchsanlage hat sie bestanden, nun gilt es im Großen. Natürlich schaut man jetzt besonders kritisch auf uns Junge, das halbe Institut. Jedenfalls kommt es einem so vor, man soll sich aber auch nicht zu wichtig nehmen.

Triebkräfte

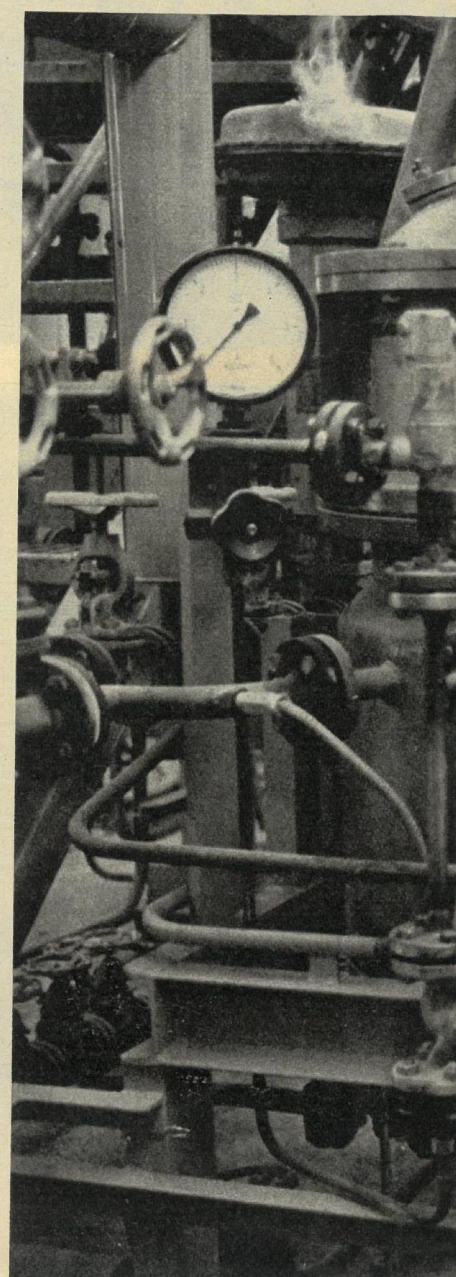
Vieles geht einem jedenfalls durch den Kopf. Wie hat doch alles angefangen? Meine Interessen lagen schon immer auf naturwissenschaftlichem Gebiet – Mathe, Biologie, Chemie, Physik. Deshalb wollte ich kein einzelnes Grundlagenfach studieren, sondern etwas, das mehrere Richtungen miteinander verbindet, möglichst ein technisches Fach. So kam ich zur Gärungstechnologie bei Humboldts. Und hatte Glück. Mit Beginn meines Studiums wurde eine Spezialisierung auf dem Gebiet der Biotechnologie möglich. Ich griff zu. Zuerst ahnte ich's nur, heute weiß ich's – das ist die Sache, die fast hundertprozentig meinen Vorstellungen entspricht. So etwas stimuliert.

Seit März 1980 dann die Praxis im Institut, von Anfang an in der kleintechnischen Versuchsanlage, einer Abteilung des Bereiches Verfahrensentwicklung. Hier werden in Rührbehältern verschiedener Größen – bis zu 3000 Litern – Fermentationsversuche durchgeführt. Anders gesagt, in verschiedenen Nährlösungen werden Mikroorganismen wie Bakterien und Pilze gezüchtet und vermehrt, die unter bestimmten Bedingungen erwünschte Verbindungen ausscheiden bzw. Stoffe umwandeln. Solche Verbindungen können Enzyme, Antibiotika, Grundstoffe für die chemische Industrie u.ä. sein. In der Versuchsanlage haben wir nun die Aufgabe, Ergebnisse der Grundlagenforschung für die Produktion vorzubereiten. Dabei selbst Neues zu entdecken, ist ein wichtiger Anreiz für junge Wissenschaftler, allerdings gleichzeitig nötig, daß die Leitung einem dafür Vertrauen entgegenbringt. Bei mir war es so. Noch während meiner Absolventenzeit übertrug man mir den verfahrenstechnischen Teil der zu lösenden Aufgabe. Mein Patent also erarbeitete ich praktisch im Auftrage des Instituts. Deshalb war es keineswegs weniger kompliziert. Meine erste selbständige Aufgabe; ich wollte beweisen, was in mir steckt. Aber die Wissenschaft kann man nicht übertölpeln, man muß schrittweise in sie eindringen. Viele Versuche brachten lange nicht die erhofften Ergebnisse. Das zehrt an den Nerven. Erst nach einem halben Jahr kamen ein Biologe und ich auf den erlösenden Einfall – und plötzlich gab es auch Fermentationsergebnisse, die über den bisher in der Welt üblichen lagen. Nach weiteren Versuchen war der Weg bis zur Patentanmeldung nicht mehr weit. Doch wir wollten mehr – das Verfahren produktionswirksam machen, volkswirtschaftliche Effekte erzielen.

Dazu bildeten wir ein Jugendforscherkollektiv, mich berief man zum Leiter. Eine große Umstellung – auf einmal die Verantwortung für ein ganzes Thema zu tragen, die Arbeit zwischen den verschiedenen

Das Kollektiv: v. l. Ing. Gisela Görs (37), Laborantin Martina Keil (26), Ing. Hiltraud Hillmann (27) und Dipl.-Ing. Arne Wessel (30)

ZUR PERSON:
Arne Wessel, Jahrgang 1955, Diplomingenieur, Mitglied der SED, Parteigruppenorganisator, verheiratet, Vater von zwei Kindern.
Nach dem Ehrendienst in den Grenztruppen Studium an der Humboldt-Universität Berlin, Fachrichtung Gärungstechnologie, Spezialisierung Biotechnologie.
Seit 1980 im Institut für Technische Mikrobiologie Berlin, stellv. Gruppenleiter und Themenverantwortlicher.
1983 Patent für ein biotechnologisches Verfahren zur Herstellung eines Grundstoffes für die Kosmetik-Industrie.
Seit 1984 Leiter eines Jugendforscherkollektivs.



Fachgebieten zu koordinieren, die Absprachen mit Partnerinstituten, die Bestellung von Rohstoffen, präzise Versuchspläne aufstellen. Und bei allem durfte möglichst kein schöpferischer Gedanke eines Jugendforschers verloren gehen. Mein lieber Mann, ein ganz schöner Packen. Ich habe wertvolle Erfahrungen gesammelt, aber auch einige Federn gelassen… Da wurde unser Verfahren auf der MMM mit einem Erfinderpreis der Jugend ausgezeichnet. Das hebt das Selbstbewußtsein, aber zugleich wachsen gesellschaftliche Verpflichtungen – Vorbereitung von Messen, Teilnahme an Erfahrungsaustauschen, Vorträge – sie kosten Zeit, manchmal zuviel.

Plowdiwer Erkenntnisse

Ende 1985 war ich auf der Weltausstellung junger Erfinder in Plowdiw dabei, als Mitglied der DDR-Delegation. Ich habe viele Eindrücke mitgebracht: von dem, was ich gesehen und gehört habe in zahllosen Gesprächen mit Jugendlichen vieler Länder.

Das erste: Dort wurde einem so richtig bewußt, was man zu Hause oft als selbstverständlich ansieht und dadurch unterbewertet: wie großzügig doch die Förderung und Unterstützung der Jugend in unserem Staat gehandhabt wird. Vielleicht wird es manchen Jugendlichen sogar mitunter zu leicht gemacht, anstatt sie an ihrer Ehre zu packen, ihre Leistungen herauszufordern. Auch nicht jeder, der von der Uni oder der Fachschule kommt, sprüht nur so vor Tatendrang. Da ist es nötig, kluge, erfahrene Leiter zu haben, die den Jungen das Rückgrat stärken. Gerade, wenn scheinbar nichts mehr geht, ist es unheimlich wichtig, wenn man nicht im Stich gelassen wird. Unser Jugendforscherkollektiv kann sich da nicht beklagen. Man bot uns uneigennützig politischen und fachlichen Beistand an, immer, wenn wir ihn brauchten. Über einen Vorteil verfügt die Jugend aber bestimmt: Sie stellt sich einer Aufgabe wesentlich unbefangener und unbescheidener. In jungen Jahren geht man oft Wege, die „verrückt" erscheinen, die „alteingesessene" Wissenschaftler mitunter als nicht machbar abtun. Der Unerfahrene zeigt oft eher Mut zum Risiko als der Erfahrene, der schon mehrere Rückschläge einstecken mußte. Diesen jugendlichen Elan nicht bremsen, sondern in die richtigen Bahnen lenken – die Kunst der Menschenführung…

Ich will aber noch etwas über Plowdiwer Erkenntnisse sagen. Eine zweite Erfahrung: Wir konnten uns mit unseren ausgestellten wissenschaftlich-technischen Ergebnissen sehr wohl sehen lassen bei dieser internationalen Leistungsschau schöpferischer Gedanken. Jeder einzelne unserer Delegation war ein vielgefragter Gesprächspartner, unsere Exponate umlagert. Auch das macht ein bißchen stolz.

Rechnergestützt

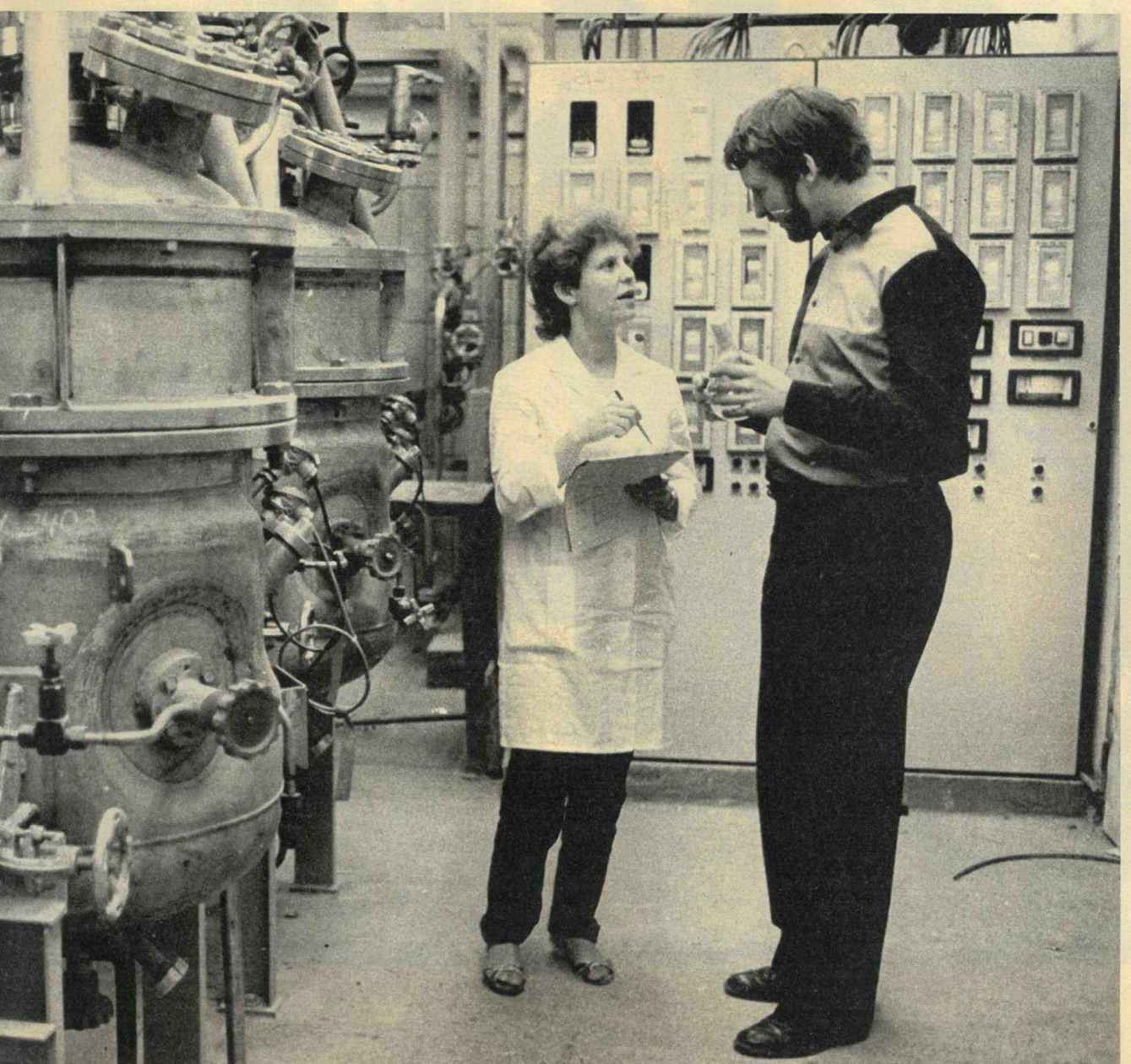
Und eine dritte Erkenntnis: Nebenan wird auch gedacht. Es war geradezu verblüffend zu sehen, wie **normal** sich bulgarische Jugendliche zur Rechentechnik verhalten. Auf dem Messegelände war eine Vielzahl von Computern installiert worden, zur freien Betätigung für die Besucher. Und diese moderne „Spielwiese" wurde souverän vor allem von Jugendlichen und Kindern genutzt. Enorm, mit welcher Sicherheit selbst Diskettenlaufwerke von ihnen bedient wurden. Und über das Spielerische verlieren sie die Hemmungen, wenn sie eines Tages vor dem Computer in der Werkhalle stehen. Dann sehen sie ihn als das, was er ist, ein universell einsetzbares Hilfsmittel und zeitgemäßes Werkzeug. Der bulgarische Komsomol bildet zur Zeit im Lande vielerorts Computerklubs. Ein Anstoß zum Nachdenken…

Zurück ins Insitut – auch wir haben unsere Erfahrungen mit der Rechentechnik. Daran vorbei kommt man heute sowieso nicht mehr. Also muß jeder seine eigene Haltung überprüfen, sich selbst neue Ziele stellen. Da der Prozeßrechnereinsatz bei uns bevorsteht, habe ich ein Zusatzstudium aufgenommen: „Mikro- und Prozeßrechentechnik", das ich dieses Jahr abschließe. Notwendig, denn es ist illusorisch, auf Leute zu warten, die uns Programme für unsere spezifischen Probleme schreiben, das müssen wir schon selber packen. Bereits seit einem halben Jahr arbeite ich an einem Rechnerarbeitsplatz. Ein Programmpaket zur Verarbeitung von Daten aus der chemischen Analytik ist fertiggestellt. Und auch die Laborantinnen arbeiten inzwischen selbständig am Rechner. Der Sinn? Die Auswertung jeder chemischen Analyse wird so mindestens bis auf ein Fünftel der bisherigen Zeit verkürzt. Gleichzeitig gewinnen die Versuchsdaten an Genauigkeit. Und jeder von uns kann sich stärker auf seine schöpferische Arbeit konzentrieren. Jedenfalls sind wir auch in dieser Hinsicht auf dem richtigen Weg. Und die Forschungsproduktion? Momentan geht es uns darum, den technologischen Ablauf weiter zu optimieren, um ohne Zeitverzug und Störungen das erstrebte Produktionsergebnis zu sichern. So rechnen und tüfteln wir und schieben auch manche Sonderschicht am Wochenende an der Anlage. Unsere Verpflichtung einzuhalten – Ehrensache!

Patente & Talente

Bräune ohne Sonne

Diplomingenieur Arne Wessel über seinen Weg zu schöpferischer Arbeit



In der neuen Fermentationsanlage: Noch wird sie auf Herz und Nieren geprüft

Fotos: Detlef Christel

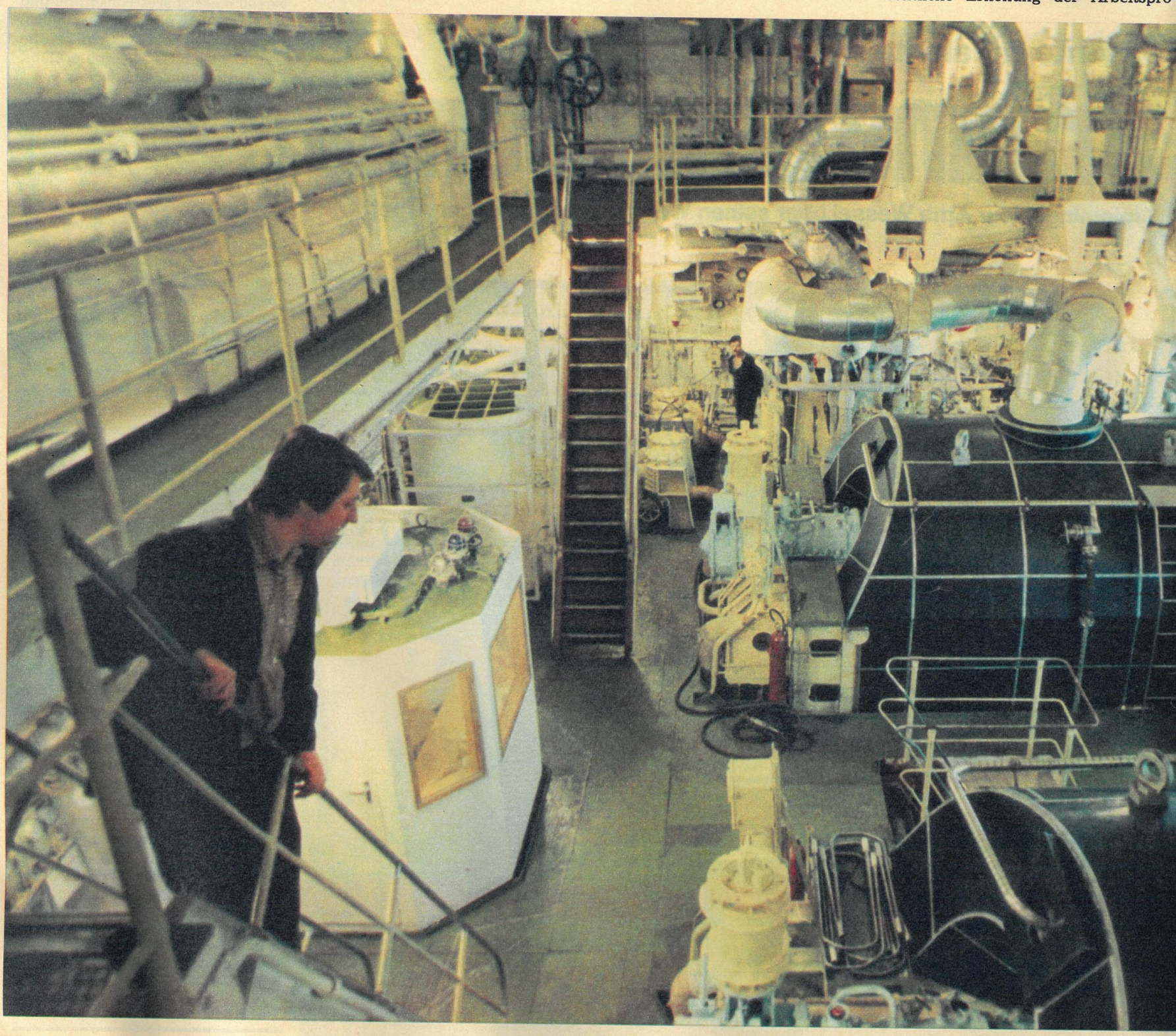
Es ist geschafft, das Eis der launischen Karasee liegt hinter der „Rossija". Exklusiv für FREIE WELT war der TASS-Fotoreporter Semjon Meisterman auf dieser Jungfernfahrt des neuen Atomeisbrechers zur Jahreswende dabei.

DER ERSTE DURCHBRUCH

Daß dem schwimmenden Kernkraftwerk (Foto unten der Turbinensaal und Foto rechts der Reaktorraum) auf den Eismeerrouten keine Spazierfahrten bevorstehen, sondern ein harter Dienst im Kampf gegen die oftmals unberechenbaren Naturgewalten, daran sollte offenbar von Anfang an kein Zweifel aufkommen. Der Stapellauf des modernsten Atomeisbrechers der Welt, gebaut auf der Baltischen Werft in Leningrad, mußte mehrmals verschoben werden, weil auf See ein Unwetter tobte wie schon lange nicht mehr.

Der Kapitän Anatoli Lamechow hat schon die „Leonid Breshnew" und die „Sibir" geführt, die zusammen mit der legendären „Lenin" die Atomeisbrecherflotte der Sowjetunion bilden. Äußerlich ist die „Rossija" kaum von ihren Vorgängern zu unterscheiden, auch die Leistung von 56 000 Kilowatt (75 000 PS) ist ungefähr die gleiche geblieben. Dafür ist das gesamte Navigationssystem modernisiert und mit Mikroelektronik ausgerüstet worden, und es gibt jetzt auch ein Spezialsystem, das den Schiffskörper mit Heißluft umspült, wenn der Eisbrecher einzufrieren droht. Erstmals führt der neue Atomeisbrecher auch einen eigenen Hubschrauber für Erkundungsflüge an Bord.

Was die „Rossija" aber wohl vor allem von ihren Vorgängern unterscheidet, ist die beispiellos kurze Frist, in der das Schiff fertiggestellt wurde – ein Jahr vor dem geplanten Termin. „Das nicht nur deshalb, weil unser Kollektiv durch die drei anderen Atomeisbrecher damit vertraut geworden war", betont Werft-Direktor Wladimir Scherschnjew, „sondern weil sich in erster Linie die Auffassung zur Arbeit geändert hat. Der Kurs unserer Partei auf die Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und die entschiedenen Maßnahmen zur Festigung der Arbeits- und technologischen Disziplin brachten eine wesentliche Erhöhung der Arbeitspro-

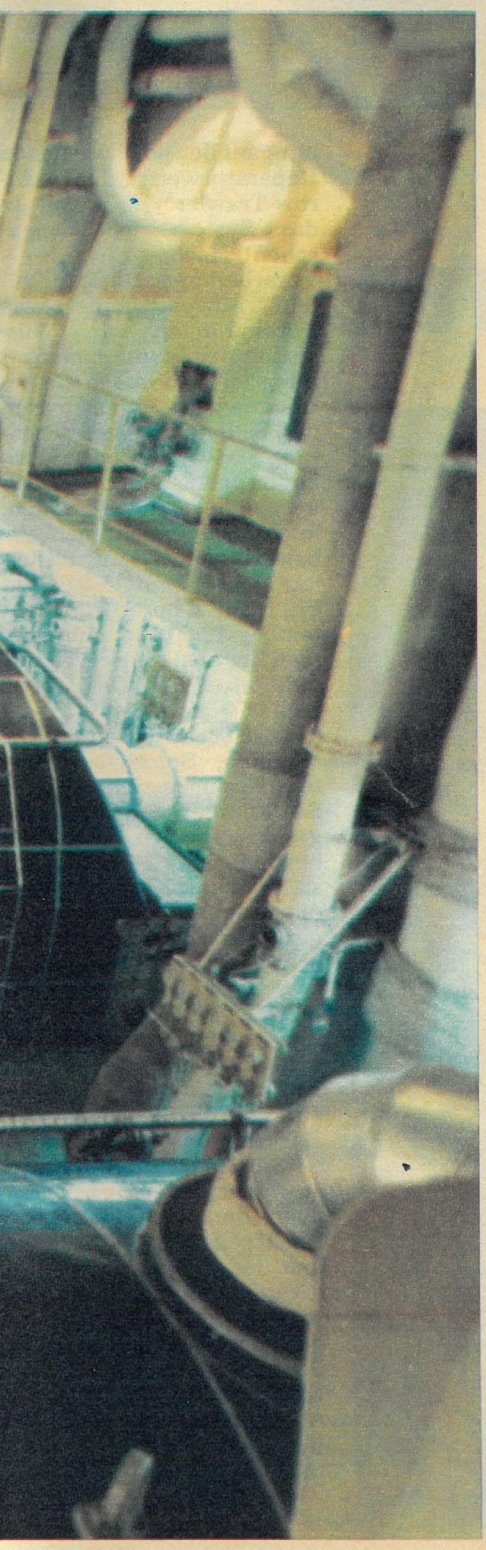


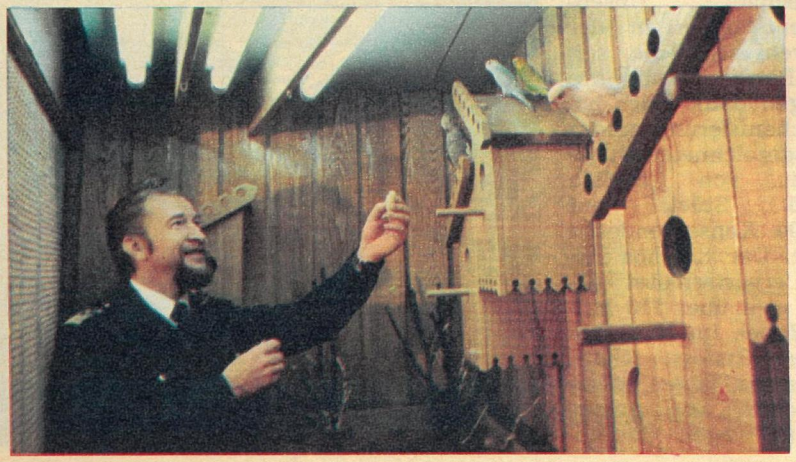
duktivität. Denn auch bei Dutzenden von Zulieferern führte die neue Art des Denkens, die jetzt alle Bereiche der Volkswirtschaft erfaßt, zur Anwendung kühner konstruktiver Lösungen, die sich letztlich im Endprodukt bemerkbar machen."

„Schulter an Schulter haben wir mit den Dockern gearbeitet", sagt der 1. Offizier des Kapitäns. „Viele haben jetzt den Wunsch geäußert, mit uns auf See zu fahren..." 150 Mann zählt die Besatzung der „Rossija". Die Arbeits- und Lebensbedingungen auf dem Eisbrecher entsprechen dem modernsten Komfort. Zu den Neuheiten an Bord gehört auch ein Gewächshaus, das nicht nur den Speisezettel der Seeleute und Techniker, sondern auch der gefiederten Passagiere (Foto rechts unten) um Radieschen, Salat, Schnittlauch, Petersilie und Sellerie bereichert.

Nachdem er die zweiwöchige Probefahrt erfolgreich hinter sich gebracht hatte und zehn Tage in seinem Heimathafen Murmansk auf Reede lag, ist der Atomeisbrecher „Rossija" am 10. Februar zu seiner ersten regulären Fahrt auf dem Nördlichen Seeweg aufgebrochen. „Den Beginn des Parteitages werden wir in der Arktis erleben", sagte vor der Abfahrt Kapitän Lamechow. „Ganz im Sinne der neuen Plandirektiven, die eine beschleunigte Entwicklung der nördlichen und östlichen Regionen unseres Landes vorsehen."

Dr. Dietrich Pätzold





● Wörtlich

Ich kann mich nicht erinnern, in den letzten 25 Jahren einen Vorschlag zur Abrüstung von derartiger Reichweite erlebt zu haben. Der Vorschlag Gorbatschows eröffnet wirklich die Möglichkeit zu einem Durchbruch in der Frage der Abrüstung, wenn er in entsprechender Weise ernst genommen wird.

Egon Bahr, Präsidiumsmitglied der SPD

● Kurz berichtet

Im Chemiewerk „Krystju Rakowski" in Elin Pelin bei Sofia ist eine technologische Fertigungsstraße zur Produktion von Spezialröhren in Betrieb genommen worden, deren Entwicklung eine Gemeinschaftsarbeit bulgarischer und sowjetischer Spezialisten darstellt.

Auf der Schiffswerft Constanţa begann der Zuschnitt des ersten rumänischen Fährschiffes, das dem rollenden Transport von Eisenbahnwagen, Kraftfahrzeugen und Landmaschinen dient. Insgesamt können 108 Waggons und 92 Traktoren bzw. Reisebusse an Bord genommen werden.

Die Entwicklung der Speise- und Getränkekultur von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens wird im Gastronomiemuseum der nordmährischen Stadt Mohelnice anhand archäologischer Funde anschaulich dargelegt.

Die nördlichste Eisenbahnlinie der Welt vom Ob-Hafen Labytnangi über 500 Kilometer zu den Rohstoffvorkommen der Jamal-Halbinsel wird jetzt in Leningrad projektiert. Sie wird die dritte Strecke in der Sowjetunion sein, die den Polarkreis überquert.

Fast 25 Tonnen Honig sind im vergangenen Jahr in der Mongolischen Volksrepublik gesammelt worden. Damit hat sich das Aufkommen gegenüber 1981 etwa auf das Fünffache erhöht.

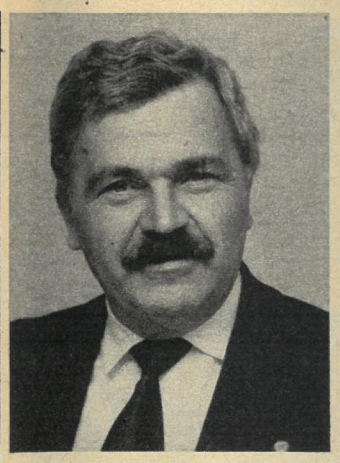
Im Foyer des Sofioter Hauptpostamtes steht seit kurzem ein öffentlicher Fernsprecher, der nicht mehr mit Münzen, sondern mit einer „Phonokarte" gespeist wird. Eine solche Karte ist für 100 Ortsgespräche bestimmt und speichert – ähnlich einer Tonbandaufzeichnung – alle geführten und noch verbleibenden Gesprächseinheiten für weitere Anrufe.

Eine Anlage zur Entsalzung von Meereswasser, die auf Hochseeschiffen arbeiten kann, entwickelten Ingenieure in Odessa.

Kolchos auf den Weltmeeren

Estland, die nördlichste Republik der Sowjetunion, hat „am Wasser gebaut". Seine Ostseeküsten messen 3780 Kilometer. Davon sind allerdings 2540 Kilometer die Uferlinien der etwa 1500 dem Festland vorgelagerten Inseln. Und 340 Kilometer Küste von Lehusale bis Kunda am Finnischen Meerbusen ist die Wasserkante der Ländereien des Kolchos „S. M. Kirow" lang. Kaum eine Offenbarung, daß dessen Mitglieder sich vornehmlich mit dem Fischefangen beschäftigen, dem Haupterwerbszweig der 7117 Mitglieder der 1951 gegründeten Genossenschaft. Exakt: Fischfang, -verarbeitung und -zucht. Die Genossenschaftler werfen nämlich nicht nur in der Ostsee und über allen anderen Fanggründen der Weltmeere ihre Netze aus, sondern produzieren auch Karpfen und Forellen sowie Nachwuchs für das Meeresschuppenwild. Die Erfolge dieser starken Kollektivwirtschaft wurden 1980 mit dem Leninorden gewürdigt; seit 1977 trägt der Kirow-Kolchos das Prädikat „Musterwirtschaft". Unsere Fotos entstanden in der Konservenfabrik, die seit 1975 in Betrieb ist und ihre Leistungen dank eines hohen Mechanisierungsgrades und ausgezeichneter Qualitätsarbeit von jährlich 3 346 000 Stück auf 60 991 000 Konservendosen steigerte. Der Kolchos insgesamt erwirtschaftet alljährlich weit über 110 Millionen Rubel. Im Haupthafen der Genossenschaft, in Miidurana, liegen selten viele Schiffe vor Anker. Meist nur wegen Überholung auf der kolchoseigenen Reparaturwerft. Die „Kirow-Trawler" sind voll in das System der sowjetischen Hochseefischerei – Verarbeitungsschiffe, Kühl- und Transportschiffe sowie Verbindungen zum Austausch der Mannschaften – integriert. So haben sie beträchtlichen Anteil daran, daß Estland im Meeresfischfang das vierthöchste Prokopfergebnis, auf die Bevölkerung des Landes bezogen, in der Welt erzielt. Im Wettbewerb zum XXVII. Parteitag der KPdSU hatte die Fischfabrik bereits im September 1985 den Fünfjahrplan in der Konservenproduktion erfüllt. Das waren nicht weniger als 274 600 000 Büchsen mit Ölsardinen, Sprotten, pikanten Heringsgerichten oder Seefischfilet, um nur einiges anzudeuten. Der jetzt begonnene Fünfjahrplan stellt dem Kirow-Kolchos die Aufgabe, seine Leistungen in Fischfang und -verarbeitung auf 110,8 Prozent zu steigern. Wer als Tourist in Estlands Hauptstadt Tallinn weilt, fahre doch einmal mit der städtischen Buslinie „114" bequem bis zum Kirow-Kolchos im Harju-Rajon! Im kolchoseigenen Museum, das einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte der Hochseefischerei Estlands und des Kolchos im besonderen bietet, kann man sich selbst ein Bild davon machen. Es ist täglich außer Sonnabend und Sonntag von 10 bis 17 Uhr geöffnet. Anschließend lädt das Fischrestaurant zur Qualitätskontrolle ein!

Klaus Hurrelmann (Text und Fotos)



Vom Polarkreis bis zur Wüste

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr.-Ing. Heinz Kunicki, Hauptkonstrukteur des VEB Kombinat Schienenfahrzeugbau.

Mehr als 60 000 Eisenbahnwaggons aus der DDR rollen auf dem Schienennetz der Sowjetunion. Und schon seit geraumer Weile ist von bevorstehenden Neuentwicklungen unserer Schienenfahrzeugbauer für den Partner die Rede. Wie weit sind die Dinge mittlerweile gediehen?

Sowohl der neue Weitstrekken-Personenwagen aus Ammendorf als auch das neue Kühlfahrzeug aus Dessau, ein sogenannter Thermoswagen – beide aufgrund von Regierungsabkommen von uns entwikkelt –, haben inzwischen Gestalt angenommen. Auf dem Prüfstand wie auf der Prüfstrecke bewiesen sie, daß sie all das halten, was sich Konstrukteure, Waggonbauer und Eisenbahner von ihnen versprechen. Der Thermoswagen erlebt derzeit seinen winterlichen Härtetest in der UdSSR; den Weitstrecken-Personenwagen erproben wir gerade.

Vom Polarkreis bis zu den Wüstenregionen, von der Ostsee bis zum Pazifik sind die Waggons dauernd auf Achse. Nicht nur große Entfernungen müssen sie bewältigen, sondern auch extreme Klimabedingungen bestehen: grimmige Fröste, unerträgliche Hitze…

Durch den jahrzehntelangen Einsatz unserer Fahrzeuge auf den sowjetischen Schienenwegen gewannen wir alle notwendigen Erfahrungen, um zu gewährleisten, daß die von uns gelieferten Eisenbahnwagen einem „Temperaturgefälle“ von minus 50 Grad bis plus 50 Grad Celsius sicher standhalten. Unzählbare Erprobungen unter realen Bedingungen – sommers bis zur subtropisch heißen Schwarzmeerküste, winters bis hin nach Wladiwostok – schufen dafür die Gewähr. Der neue Weitstrecken-Personenwagen, der vorzugsweise auch auf der BAM eingesetzt werden soll, wird selbst bei Minustemperaturen von 60 Grad Celsius zuverlässig verkehren können. Solche Extremwerte bietet kein anderes Eisenbahnfahrzeug der Welt. Mikroprozessoren steuern die autonome Klimaanlage.

Den erwähnten Begriff „Thermoswagen“ hören wir zum ersten Mal. Was unterscheidet den Neuen von anderen Kühlwaggons?

Mit ihm tragen wir einem speziellen Bedarf der Sowjetischen Eisenbahnen Rechnung. Er ist ein maschinenloses Kühlfahrzeug, das es ermöglicht, ohne Kühlaggregat und demzufolge notwendiges Bedienungspersonal hochwertige Nahrungsgüter, die beim Transport einer gleichbleibenden Temperatur bedürfen, über einen Zeitraum bis zu zehn Tagen qualitätsgerecht zu befördern. Ein zusätzlicher Vorteil ist, daß er auf der Reise wie jeder beliebige Güterwagen behandelt werden kann.

Und durch welche weiteren Verbesserungen macht sich der neue Ammendorfer Reisewagen für die UdSSR-Eisenbahn und ihre Passagiere attraktiv?

Zunächst ist der Weitstrekken-Personenwagen, den wir wiederum in großen Stückzahlen bauen werden, gegenüber den derzeit produzierten um knapp drei Meter länger. Dieses äußere, augenfällige Merkmal hat im Wageninnern zur Folge, daß er anstelle von bisher neun über zehneinhalb Abteile – also sechs Sitz- und Schlafplätze mehr – verfügt, was bedeutet, daß sich die Passagierzahl auf 42 erhöht. Dadurch ist es zum Beispiel möglich, die Anzahl der Wagen von bisher sechzehn auf vierzehn zu reduzieren, und dennoch können pro Zug 588 statt bisher 576 Fahrgäste reisen. Die Taramasse vermindert sich um volle 60 Tonnen – demgemäß auch der Energieeinsatz. Genauso meßbar in Rubeln und Kopeken sind die Kosteneinsparungen beim Zugbegleitpersonal – es werden vier Schaffner weniger gebraucht. Überdies erhöht sich durch einen verbesserten passiven Korrosionsschutz die Einsatzdauer der Fahrzeuge bis zur ersten Generalreparatur um die Hälfte. Das alles zusammen sind Vorzüge, die in der Praxis außerordentlich ins Gewicht fallen, denkt man nicht nur an den einen Waggon, den einen Zug, sondern an die Tausende von Zügen, die täglich mit Passagieren über das größte Schienennetz der Welt rollen…

Interview: Helmuth Pelzer

Das neue Haus an der Oder

Groß war der Schlüssel, den Frankfurts Oberbürgermeister Fritz Krause im Namen der Bauleute symbolisch übergab. Und groß sind die Erwartungen, die die Bürger der Stadt an der Oder mit diesem Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft verbinden. Nach eineinhalb Jahren Rekonstruktion und Erweiterung sind die Türen hier in der „Halbestadt 24“ wieder offen. Edith Rannacher, die Leiterin, kann auf Traditionen verweisen. Das Haus

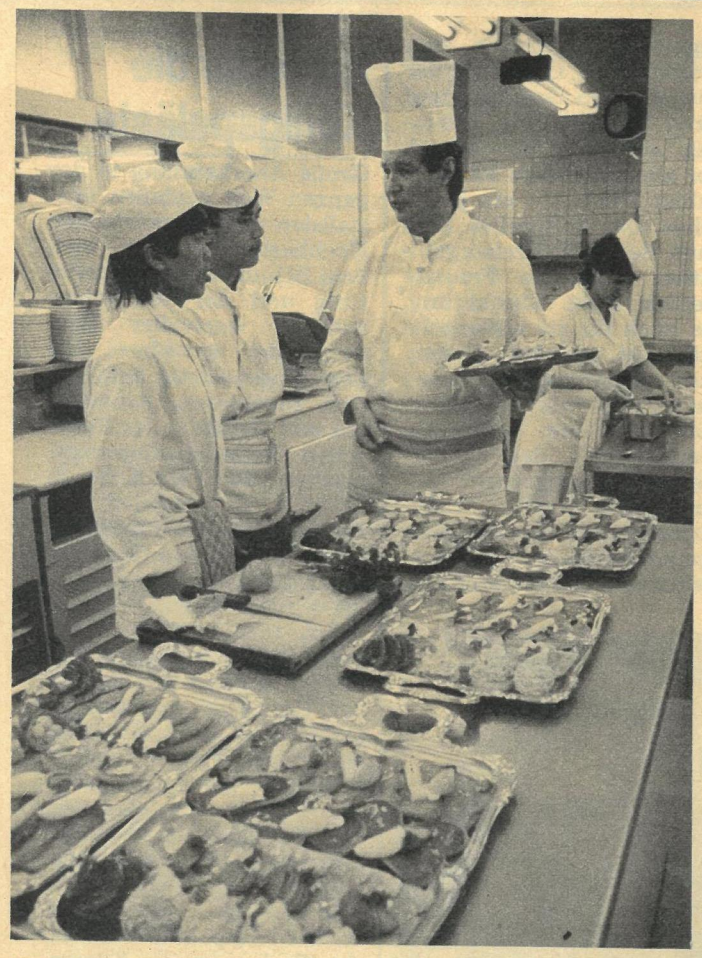
gehört zu den ältesten seiner Art in unserem Land. Bereits im Dezember 1948 wurde es den Frankfurtern durch den sowjetischen Kulturoffizier Bokow übergeben, und wenige Monate später, im März 1949, war Wilhelm Pieck zu Gast. „Meinen besten Glückwunsch zu diesem Haus im Dienste des Studiums der Sowjetliteratur…“ schrieb er damals. Heute ist es weit mehr – eine Stätte der Begegnungen zwischen den Frankfurtern, Offizieren der Sowjetischen Garnison und ihren Familien, mit Freunden aus dem Sowjetland, vor allem aus dem Partnergebiet Witebsk – ein politisches und kulturelles Zentrum der DSF-Kreisorganisation. Polnische Freunde werden diese Einrichtung, die auch für sie historische Stätte ist, ebenfalls nutzen. Eine Gedenktafel erinnert daran, daß hier das Protokoll über die vollzogene Markierung der Oder-Neiße-Friedensgrenze unterzeichnet wurde. Frankfurterinnen und sowjetische Frauen haben im neu hergerichteten Domizil bereits etwas Gemeinsames vorzuweisen: Arbeiten ihres Zirkels für angewandte Kunst bilden die erste kleine Ausstellung in den Glasvitrinen, während im Witebsker Zimmer ihr schmückender Wandbehang einen Dauerplatz hat. Vielfältig wie die Räumlichkeiten (auch an ein Zimmer für junge Leute wurde gedacht) soll das Programm sein. Verbündete wurden gesucht und gefunden: im Schriftstellerverband, im Verband der Komponisten und Musikschaffenden, im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin… 350 Frankfurter jeweils finden ein offenes Haus. Seine Bedeutung für die Bezirksstadt wurde auch durch die zahlreichen Ehrengäste während der Eröffnung unterstrichen – an ihrer Spitze der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Jochen Hertwig (Foto oben: 3. v. l.) und Prof. Dr. habil. Immo Lieberoth, der Vorsitzende des Bezirksvorstandes der Freundschaftsgesellschaft (bei einer „Schacheinlage“ während des Rundgangs bereits aktiv). Zu ihnen gehörten selbstverständlich auch „Frankfurter auf Zeit“ – sowjetische Freunde, seit langem gute Bekannte.

Ina Stritzke

Kuren für die Königspaläste

Große Anerkennung in der ganzen Welt genießen Spezialisten unseres polnischen Nachbarlandes, die sich dem Schutz, der Konservierung und der Wiederherstellung wertvoller Baudenkmäler gewidmet haben. Gegenwärtig befinden sich Ingenieure, Architekten und Bauleute der Polnischen Denkmalspflegeorganisation (PKZ) auf Kuba, in Vietnam, Jugoslawien und Ägypten. In dem jugoslawischen Ort Prilepa (Mazedonien) ist eine Gruppe von Konservatoren aus Szczecin dabei, eine mittelalterliche Festung, die zu den größten in der Balkanregion gehört, der Nachwelt zu erhalten. Dabei wurde das Gemäuer quadratmeterweise durchleuchtet, um verborgene Schadstellen zu erkunden und mit Hilfe von Spezialmaterial diese wieder auszufüllen. Lubliner Bauleute sind zur Zeit in der Sozialistischen Republik Vietnam am Werke, um die Königspaläste vergangener Dynastien aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, die durch das tropische Klima stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, wieder in alter Schönheit erstehen zu lassen. Die polnische Brigade machte sich dabei mit den Baumethoden und -materialien jener Zeit vertraut, um die Renovierungsarbeiten möglichst originalgetreu ausführen zu können. Ihr Schutz gilt auch einer Reihe unterirdischer Tunnelanlagen, Höhlen und Verkehrsverbindungen, die bei der Befreiung Südvietnams 1975 eine wichtige Rolle gespielt haben. Gemeinsam mit Fachleuten anderer Länder wirken polnische Gruppen aus Kraków in der Altstadt von Havanna, die von der UNESCO zu den zu schützenden Baudenkmälern erklärt wurde. In der Altstadt von Kairo stellen die Spezialisten unseres Nachbarlandes ebenfalls ihr Können unter Beweis. In den letzten Jahren haben polnische Restauratorenbrigaden bereits Objekte in der Sowjetunion, in der BRD, der ČSSR, in Algerien und in der DDR wieder zu alter Schönheit gebracht. So rekonstruierten Handwerker aus Szczecin die Stralsunder Stadtmauer, rückten Toruńer Arbeiter der Quedlinburger Altstadt zu Leibe; aus Wrocław kam Hilfe für den ehemaligen Knobelsdorffschen Marstall zu Potsdam, in dem heute das Filmmuseum der DDR zu Hause ist.

Peter Kirschey



Kochkunst à la DDR

Etwa ein halbes Jahr ist es jetzt her, daß sechs junge Vietnamesen – Giap, Minh, Dung, Nguyen, Minh und Nghia – begannen, im Leipziger Interhotel „Astoria" europäische Küche der Spitzenklasse zu probieren und zu studieren. Doch ist dies bereits ihre dritte Lehrzeit – daheim als Köche ausgebildet, kamen sie 1982 im Rahmen eines Regierungsabkommens in unser Land. Mußten in nur kurzer Zeit die fremde Sprache lernen, bevor die zweijährige Ausbildung im Fach „Kochkunst à la DDR" in Angriff genommen werden konnte. Minh Tran Van (Foto Mitte) aus Hon Crai, einer kleinen Hafenstadt im Norden Vietnams, und Minh Cao Nhat (links) aus Haiphong sprechen inzwischen ausgezeichnet deutsch. Die beiden Freunde, die gerade zur Frühschicht in der zentralen Küche des Interhotels eingeteilt sind, haben sich rasch eingewöhnt in dieses Kollektiv, in dem sie und ihre Kameraden so herzliche Aufnahme und Unterstützung fanden. Ihrem Küchenchef, Horst Kuchariсky (rechts), möchten sie nacheifern. „So gut kochen können... Aber wir sind ja hierher gekommen, um zu lernen, um unserem Land und seinen Menschen später auf unserem Gebiet nutzen zu können", ist ihre Maxime. Und zu lernen gibt es viel. Immerhin müssen sie am Ende der drei Jahre in Leipzig 50 Gerichte der europäischen Küche beherrschen – von der Zubereitung des Fleisches, der Saucen, der Beilagen bis hin zu einer verlockenden Garnitur. „Wir sind sehr dankbar, daß uns dieses Abkommen die Möglichkeit gibt, nach der Lehrzeit in Magdeburg noch eine Weile hier in der Messestadt Leipzig zu bleiben. So können wir noch mehr neues Wissen mit nach Hause nehmen, unsere Kenntnisse weiter festigen." Ob sie nicht indessen die heimischen Rezepte verlernen? Minh Tran Van lächelt. Daß dies nicht passiert, dafür sorgt das allabendliche gemeinsame Kochen im modernen Wohnheim in Leipzig-Grünau, das in der Regel zwei bis drei Stunden dauert. Später einmal, wenn sich die vietnamesischen Kollegen richtig eingelebt haben und sicher an jedem Arbeitsplatz sind, soll unter der Rubrik „Internationales" auf der Astoria-Speisekarte auch ein Gericht aus dem südostasiatischen Freundesland stehen. Vielleicht wird es „Nem" sein – eine Nationalspeise aus Hackfleischrouladen, Glasnudeln, Pilzen und vielen exotischen Gewürzen. „Nem wird bei uns an besonderen Festtagen in fast jeder Familie zubereitet, so, wie es in der DDR zu Silvester Karpfen gibt", erklärt Minh Tran Van. Er selber indes hat sein DDR-Lieblingsgericht in Eisbein mit Sauerkraut gefunden.

Gaby Wehrmann

Kondorskind

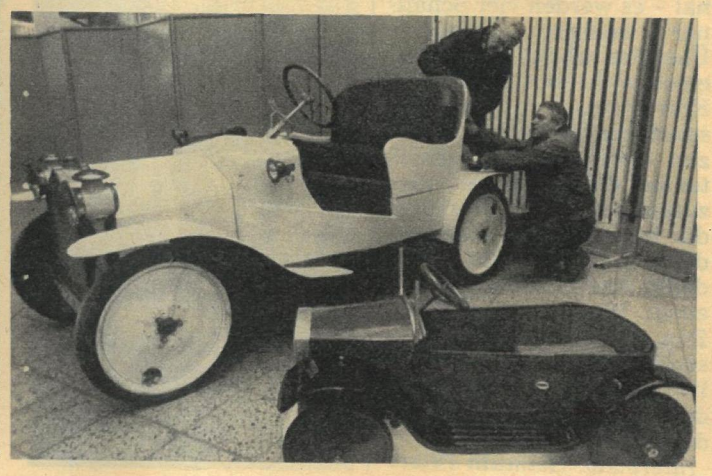
Der Zoo Leningrad verzeichnet das Heranwachsen seines dritten Kondors. Diese größten Greifvögel der Welt – Flügelspannweite um 3 m (!)– gelten als schwer züchtbar. Dennoch, drei Jungvögel konnten an der Newa bisher aufgezogen werden, jedesmal „künstlich": Schlupf in der Brutmaschine, Aufzucht per Hand. Der erste 1981 und der zweite 1984. Der jüngste Hahn, kenntlich am Scheitelkamm, ist völlig zahm. Aus der Hand seiner Pflegerin bekommt er Futter und Wasser. Der Zoo Leningrad gehört zu den sechs Tiergärten in Europa und Übersee, denen in den letzten Jahren eine Kondoraufzucht gelang.

Stapellauf

Neueste Schöpfung der Schiffbaufabrik „Bach Dang" in Haiphong im Norden Vietnams ist der Frachter „Bach Dang 06", der eine Transportkapazität von 1000 Tonnen Frachtgut aufweist. Er mißt 80 Meter Länge, 10 Meter Breite und 12 Meter Höhe und hat gerade seinen Stapellauf hinter sich.

Pioniergruß

Lieben Besuch bekamen sowjetische Soldaten in Bernau, einer Kreisstadt im Norden von Berlin. 15 Pioniere der dortigen Wilhelm-Pieck-Oberschule überreichten ihnen 54 von insgesamt 240 Wandzeitungen, die unter dem Motto „Wir danken Dir, Soldat" in den 4. bis 7. Klassen angefertigt wurden und vom Leben inner- und außerhalb der Schule berichten. Die Jungen und Mädchen beteiligten sich damit an der schon traditionellen Gemeinschaftsaktion des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und der Zeitung „Die Trommel" anläßlich der Woche der Waffenbrüderschaft.



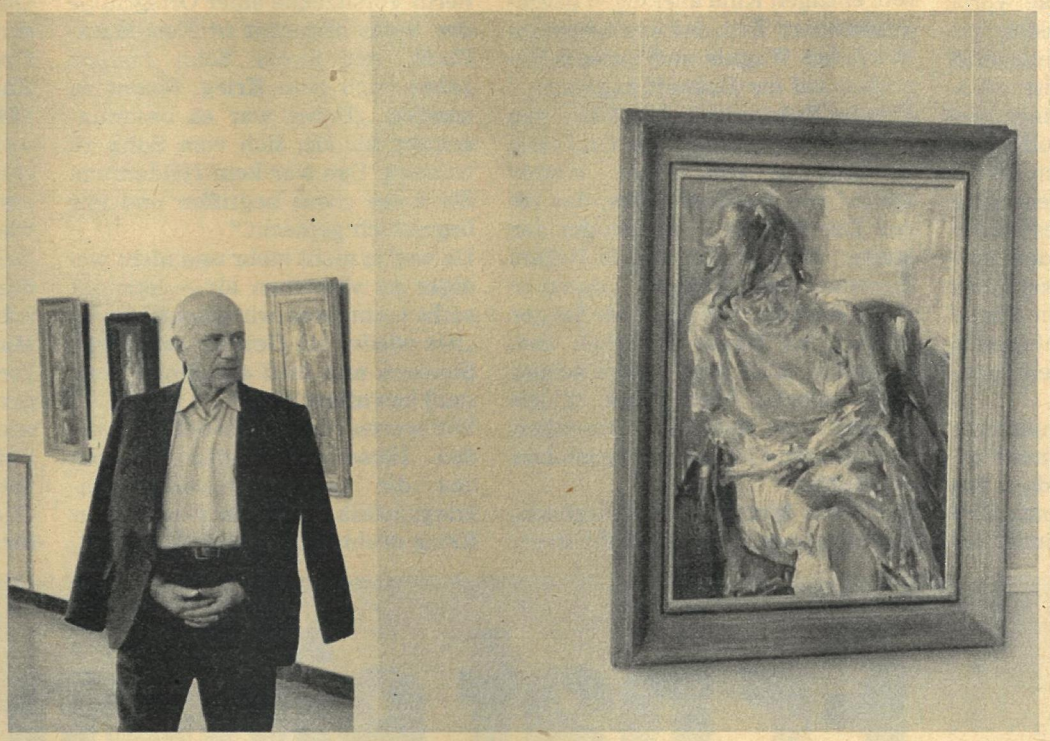
Autoshow

Eine Ausstellung kurioser Transportmittel wurde kürzlich in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag eröffnet. Die Exposition zeigt mehr als hundert Fahrzeuge aus Vergangenheit und Gegenwart. Der Oldtimer auf unserem Foto stammt beispielsweise aus der Zeit um die Jahrhundertwende; sein kleiner Bruder – ein Pedalauto für Kinder – muß noch per pedes betrieben werden.

Nataljas neue Leidenschaft

Natalja Petrussewa ist jetzt dreißig und wäre, würde sie weitermachen, nicht einmal die älteste Eisschnelläuferin von Weltklasse. Aber sie hat sich für März zu einem letzten großen Auftritt entschlossen. Nicht um des Siegens willen, sondern um sich in einem feierlichen Zeremoniell verabschieden zu lassen. Als Olmypiasiegerin, mehrfache Weltmeisterin und Weltrekordlerin. Als erste Eisschnelläuferin, die (1982) in einem einzigen Jahr alle zu vergebenden internationalen Titel gewann. „Wenn auch keine Tragödie, so wird der Abschied dennoch eine harte Prüfung für mich. Ich habe noch immer Lust, mich um sportliche Siege zu bewerben, doch ich sehe ein, daß dies von Mal zu Mal komplizierter wird angesichts der Konkurrenz von heute, vor allem psychologisch." Was sie darüber hinwegtröstet, ist das beruhigende Gefühl, sich auf die Jahre danach gut vorbereitet zu haben. Sie hat die Aspirantur an der Moskauer Hochschule für Körperkultur hinter sich und ist Trainerin mit Diplom. Doch diesem verlokkenden Beruf wird Natalja Petrussewa nicht nachgehen. „Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, daß ich die Dramatik und Aufregung des Sports brauche wie das tägliche Brot. Deshalb glaube ich, als Sportjournalistin, Berichterstatterin von Radio und Fernsehen darauf nicht verzichten zu müssen..." Hauptverantwortlich für diesen Entschluß macht sie die Weltmeisterschaft vor zwei Jahren in Karl-Marx-Stadt: „Wegen einer Verletzung konnte ich nicht starten. Auf dem Weg zur Tribüne, wo ich meinen Kameradinnen die Daumen drücken wollte, begegnete mir der Sportjournalist Sergej Tscheskidow. Er schlug mir vor, die Wettkämpfe zu zweit zu kommentieren. Ich habe ihn später nicht gefragt, ob ihm meine Mitwirkung gefallen habe. Auch von den Leuten im Land, die mir zugehört hatten, und von der Heimatredaktion wußte ich das nicht. Doch weil ich mit mir selbst recht zufrieden war, belegte ich einen Studienplatz im zweijährigen Lehrgang der Journalistik-Fakultät, das erste Studienjahr ist erfolgreich beendet. Es beinhaltete ein Praktikum, das ich als Delegierte und Reporterin der XII. Weltfestspiele mit einer größeren Reportage abschloß."

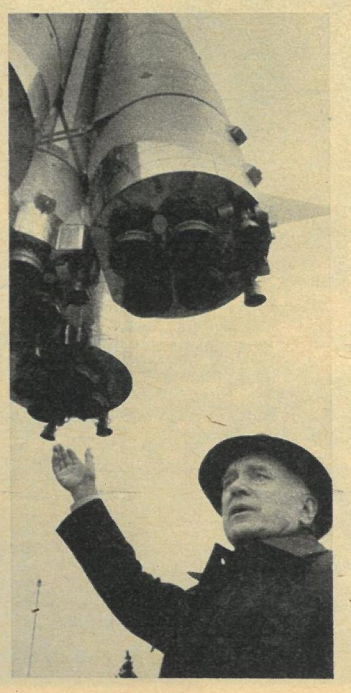
Wladimir Nikitin



Zwischen Kunst und Kosmos

Er ist Geschichte. Er selbst und das, was mit seinem Werk verbunden ist. Boris Rauschenbach, einer der Raumfahrtpioniere der UdSSR. Seit Mitte der dreißiger Jahre entwarf er Lenkmechanismen für Raketen, seit Ende der fünfziger Jahre die Steuerungssysteme für Raumschiffe. „Sojus-Salut", das war nach Gagarins „Wostok" die Krönung seines Schaffens als Konstrukteur (Bild unten). Wenn heute „Sojus-T"-Raumschiffe an Orbitalstationen ankoppeln, dann führen sie die Filigran-Anlegemanöver mit einem Rauschenbach-System durch. Seiner bisherigen Arbeit hat der Moskauer Professor und das Akademiemitglied Boris Rauschenbach nun einen neuen Höhepunkt hinzugefügt, zusammen mit anderen Kosmospionieren wie dem Ziolkowski-Schüler Gluschko, dessen Motore jede sowjetische Rakete antreiben. Ihr Wissen aus einem halben Jahrhundert Raumfahrttheorie und Raketenpraxis schlug sich in einem Nachschlagewerk „Kosmonautik" nieder, das in Moskau erschien. Auf 528 Seiten findet man alles, was mit dem Vorstoß des Menschen ins All und dessen Vorgeschichte verbunden ist. Der sowjetische Verlag „Sowjetskaja Enzyklopedija" brachte diese Raumflug-Bibel heraus, in der man auch die biographischen Daten aller Kosmonauten und Astronauten, die aller Raumfahrttheoretiker und Konstrukteure findet. Fast aller. Boris Rauschenbach, der in anderen Lexika zu finden ist, fehlt hier. Er meint, es genüge, daß sein Name auf dem Titelblatt stünde als einer von elf Männern des Redaktionskollegiums. Für ihn ist es wichtig, daß nach seinen Steuerungsprinzipien künftig Modulstationen von mehreren Hundert Tonnen im Orbit zu Forschungs- und Fabrikationsstätten montiert werden. Mit der Enzyklopädie setzt Boris Rauschenbach nun ein zweites publizistisches Glanzlicht ganz anderer Art seinem technischen Gesamtwerk auf. Ein erstes hat er bereits vor über einem Jahrzehnt entzündet, schon damals aus der eigenen Arbeit des Raumfahrtkonstrukteurs heraus: Er versuchte, die bildende Kunst in mathematischen Gesetzen zu erfassen, und schuf eine Fast-Computer-Kunsttheorie. Ausgangspunkt waren seine Steuerungs- und Orientierungssysteme. Als er den Auftrag erhielt, ein Aggregat zu entwickeln, das dem Raumschiffpiloten eine räumliche Lagevorstellung auf dem Bildschirm vermittelt, befaßte er, der sich bisher nur en passant für Malerei interessiert hatte, sich mit der logischen Frage: Wie bringt ein Maler die dreidimensionale Welt zweidimensisch auf die Leinwand und erweckt das räumliche Sehen? Die Sojus-Kosmonauten sehen nun im Raumschiff auf den Display so, als sähen sie frei im All ihre Umwelt mit eigenen Augen. Für Rauschenbach selbst kam neben dem Lageorientierungssystem ein Buch in dem Kunstverlag „Sowjetskij Chudoschnik" heraus. Titel: „Der räumliche Aufbau in der Malerei". Ebenfalls ein Standardwerk, ein mathematischer Exkurs durch die Gemälde-Geschichte, wobei Rauschenbach die Ikonen-Malerei besonders detailliert nach den Gesetzen der Perspektive untersucht hat. Kunstwissenschaft wurde nun zum ernsthaften Hobby des Kosmospioniers. Ein zweites Buch über seine Sicht der Malerei befindet sich bereits im Druck. Eben dieses ungewöhnliche Hobby eines Raumfahrtkonstrukteurs, das ihn auch zu einem Ikonen-Experten werden ließ, war Anlaß für FREIE WELT, Boris Rauschenbach in Moskau zu besuchen. Näheres darüber erfahren Sie in einem späteren Beitrag „Himmel ohne Heiligenschein". Er, der früher nie Zeit zu ausgedehnten Besuchen in Kunstmuseen hatte, er, dem Raumschiffbahnen im Kosmos näher waren als die Tretjakow-Galerie in Moskau, besucht nun häufig Gemälde-Ausstellungen. So auch die des DDR-Malers Bernhard Heisig, die in der sowjetischen Hauptstadt reges Interesse fand (im Bild oben).

Karl-Heinz Eyermann



● Erfahrenes

Mit den Jahren gerät man in Zeitnot, zweifelt daran, ob man alles wird sagen können, was einem auf dem Herzen liegt. Das ist der Zeitpunkt, an dem der Schreibende an Bücher der Erinnerung, an eine Autobiographie, einen Memoirenband zu denken beginnt.

Jan Koplowitz, Schriftsteller, DDR

● Am Rande

In den Siedlungen des Gebietes Zelinograd (Kasachstan) verbreitete sich das Gerücht von einem Wolfsrudel, das ein schwarzes, besonders dreistes Leittier anführe. Die beiden Jäger Nikolai Kun und Sergej Sakrowski spürten das Rudel auf, fingen das Leittier ein und ... erkannten in ihm den seit einiger Zeit verschwundenen Hofhund Bim aus ihrem Dorf. – Ein guter Lotse!

● Persönliches

Jan Roller aus Ustí nad Orloci gilt als der Nestor aller tschechoslowakischen Erfinder und Neuerer. In seinen 96 Lebensjahren hat er es nie fertiggebracht, sich einfach auszuruhen. Seine Erfindungen, Patente und Urheberzertifikate zählen über 200. Übrigens hat er bereits 1910 den Halleyschen Kometen beobachtet.

★

Der 32jährige Schiffsbauingenieur Nándor Fa sowie der 30jährige Maschinenbauingenieur József Gál, urwüchsige Inlandungarn, begaben sich kürzlich auf einem selbstgebauten Segelschiff vom Adriahafen Rijeka aus auf eine „Trainingsstrecke" ums Kap Hoorn, um in drei Jahren eine schon lange geplante Weltumsegelung anzutreten.

★

Zweimal in der Woche steht das Haus von Veino Valiukevicius, Chefkoch des Restaurants „Vilnius" der litauischen Stadt Lazdijai, der Jugend offen. Unter seiner Leitung lernen die jungen Leute die Zubereitung nationaler Gerichte kennen.

Redaktion: Gebariela Wehrmann; Fotos: A. Paszkowiak, D. Christel (3), V. Billeb (2), K. Rudloff, ZB/VNA/The Thuan, ZB/ČTK; Vignette: D. Schüler.

Er hat einen Sohn

Manfred Grätz gehen die Worte nicht wie aus der Pistole geschossen vom Munde. Die Schrift im Reporternotizbuch weist nach: Da war Zeit zum Aufschreiben. Besonnen, tiefgründig, eindeutig – so muß ein General schließlich sein.

Man höre gut zu, wenn einer wie er über den Frieden redet. Dessen Vater, ein Zimmermann, aus dem letzten Krieg nicht zurückgekehrt ist. Der als Kind das Entsetzen durchlitt, wenn in Bombennächten sich der Himmel blutrot über dem brennenden Chemnitz färbte.

Manfred Grätz hat als zehnjähriger Junge mit seiner Mutter, einer klassenbewußten Arbeiterin, den Tag der Befreiung herbeigesehnt. Und daß die Mutter solch Empfinden ihrem einzigen Kind anerzog in der faschistischen Zeit, das war lebensgefährliches Wagnis und sichere Hypothek auf die Zukunft zugleich.

Frische Bekanntschaften leben von ersten Eindrücken. Wenn ein Mann so liebevoll von seiner Mutter spricht wie Manfred Grätz, das tut gut. Der Familie – ein Bruder der Mutter, Kommunist, war in Hitlers Zuchthaus eingekerkert –, dankt er viel. „Wichtig, daß man als junger Mensch zu Hause Rückhalt hat. Natürlich muß jeder selbst seinen Weg suchen. Aber dabei zählen Vorbild und Ratschlag unendlich viel. Das fand ich immer, besonders bei Mutter."

Und diese Mutter, Flora Auerbach, Genossin seit 1946, heute als Rentnerin Vorsitzende einer Ortsgruppe der Volkssolidarität in Karl-Marx-Stadt, riet ihrem Sohn knappe Jahre nach dem Krieg, Soldat zu werden. „Dabei war es bestimmt schwer für sie, sich vom Sohn zu trennen. Das war kein Heldentum. Sie hatte etwas begriffen und mir begreiflich gemacht."

Da war ja nicht mehr und nicht weniger zu verstehen als – nun gilt nicht mehr, was wir gelobt hatten: „Nie wieder ein Gewehr anfassen!" Sondern nun hieß es: „Der Friede muß bewaffnet sein!"

Wir waren nicht meineidig geworden. Diese neue Haltung zwang uns die imperialistische Nachkriegspolitik auf. Aus dem kalten Krieg drohte ein neuer Weltbrand. Ohne Waffen auch in unseren Händen wäre nicht Friede geblieben.

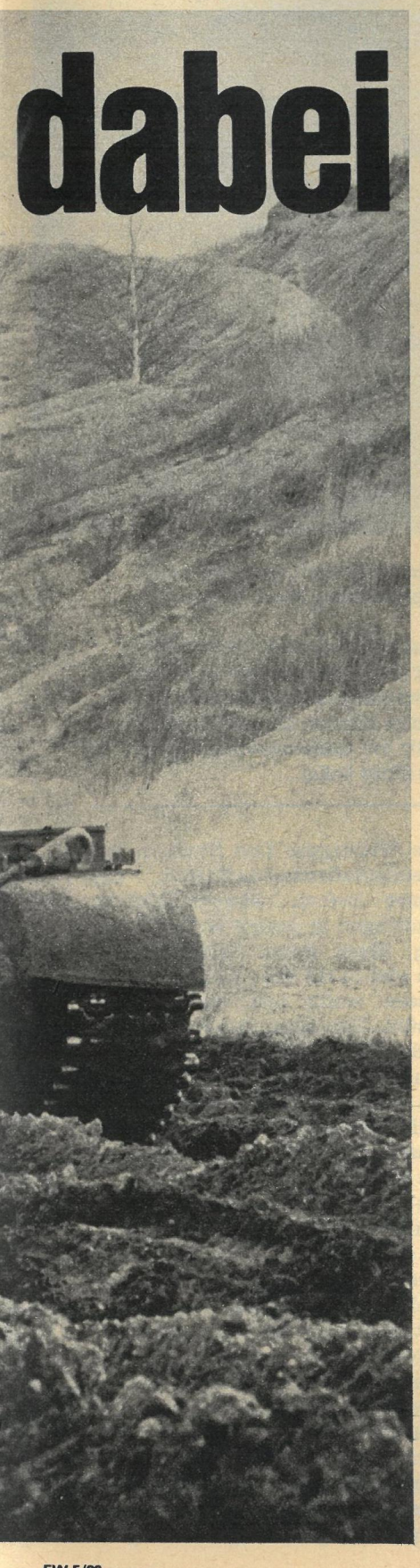
Doch das ist der Zeit vorausgeeilt. Zunächst hat Manfred Grätz bis 1949 die Grundschule in Altmittweida, einem Dorf im Kreis Hainichen, besucht. Er gehörte zu den ersten, die Pionier wurden. Das war damals noch ein besonderes Bekenntnis. Auch Mut gehörte dazu, sich das blaue Halstuch umzubinden.

Manfred Grätz wurde der erste Freundschaftsratsvorsitzende seiner Schule. Als er unlängst mal wieder Verbindung mit seinem Heimatdorf und seiner alten Schule hatte, kam die Rede darauf. Denn Gerd Reichel, sein Geschichtslehrer, und Richard Ziegler, sein

Zum 30. Jahrestag der Nationalen Volksarmee

Stationen und Gedanken des Generalleutnants Manfred Grätz, Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Rückwärtigen Dienste

dabei



Panzer auf dem Marsch. Schüler der Unteroffiziersschule „Kurt Bennewitz" fahren sie. Beim letzten Leistungsvergleich lagen sie vorn. Generalleutnant Grätz hat auch einen Sohn bei der Panzertruppe.

Deutschlehrer von damals, die sind noch im Amte. Und nun ist Generalleutnant Grätz „engagiert" als Festredner für die Jugendweihe. „Wenn's nach mir geht, kann daraus eine Tradition werden."

Zurück zu Manfred Grätz' Jugendtagen. Seine Leistungen begründeten den Besuch einer Oberschule. „Es war damals noch nicht selbstverständlich, daß Arbeiterkinder sich das Abitur zutrauten, gar Kurs auf ein Studium nahmen. Wir waren noch wenige in der Klasse."

Oberschule, er hat sich tapfer durchgebissen. Und wer sollte und wer wollte FDJ-Sekretär der Schule werden, wenn nicht er? Er stellte damals den Antrag, als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse aufgenommen zu werden. Und dann wurde dem jungen Genossen die Frage vorgelegt, deren Antwort „im großen und ganzen" und „im Prinzip" so vielen klar war und heute noch ist: Wie denkst du über den bewaffneten Schutz der Heimat? Und was bist du bereit, dafür zu tun?

Damals, 1952, lief die Remilitarisierung Westdeutschlands auf vollen Touren. Bereits 1950 hatte Bundeskanzler Adenauer eine Armee von 150 000 Soldaten proklamiert.

Wir durften keine Zeit verlieren. Für Manfred Grätz hieß das: Ein gutes Vierteljahr vor dem Abitur von der Schule gehen. Damals begannen die Lehrgänge an den Offiziersschulen bei den bewaffneten Kräften am 1. Januar. Den ersten Urlaub nutzte er, um die schriftliche Reifeprüfung zu machen. Den zweiten, um das mündliche Abitur zu bestehen. In der Uniform eines Offiziersschülers der bewaffneten Kräfte. „So etwas ist heute überhaupt nicht mehr denkbar, auch nicht vertretbar. Aber die Umstände zwangen, so zu handeln."

Offiziersschule, dann Dienst in der Kasernierten Volkspolizei. „Bis dahin lief alles normal", sagt er. „Doch dann: Delegierung zum Studium in die Sowjetunion. Ich wurde Student an der Akademie der Panzertruppen ‚R. J. Malinowski'. Und damit war mein weiterer Lebensweg endgültig vorgezeichnet. Sowohl beruflich, vor allem aber hinsichtlich meines menschlichen Reifens. Moskau wurde meine zweite Heimatstadt. Sowjetische Menschen halfen mir, so zu werden, wie ich bin. Das klingt alles so direkt", sagt er. „Aber es ist beweisbar: Die untrennbare Einheit von Friedensliebe und Friedenstat des sowjetischen Volkes. Und ich da mitten-

Fortsetzung Seite 18

Er hat einen Sohn dabei

Generalleutnant Grätz bei einer Truppenübung (Foto oben).

Studienkameraden, Waffenbrüder. Seit Mitte der fünfziger Jahre bewährt sich die Freundschaft dieser beiden Männer. Generalleutnant Grätz mit Generalleutnant Terentjew (Foto links).

drin, aufgefordert, viel und gut zu lernen für dieses gemeinsame Ziel."

Bereits aus jenen Jahren, die man die fünfziger nennt, datieren Freundschaften, die fest bis heute sind. Zum Beispiel mit Generalleutnant Terentjew, mit dem es viele berufliche und private Begegnungen gibt. Oder mit Generalmajor Zapko, „mit dem ich zusammen sozusagen die Schulbank drückte und mit dem ich jetzt Verantwortung teile bei gemeinsamen Maßnahmen unserer befreundeten Armeen".

Manöver wie „Waffenbrüderschaft" im Jahre 1970 boten Gelegenheit, das erworbene Wissen vor sich selbst und anderen zu beweisen. 1971 fand wieder ein grundsätzliches Kadergespräch statt. Festlegung: Ein zweites Studium in der Sowjetunion, an der Akademie des Generalstabs der Streitkräfte der UdSSR „K. F. Woroschilow". 1973 erfolgreicher Abschluß. Drei Argumente zählt Genosse Grätz auf, um den Nutzen dieses Lernens als Erwachsener herauszustellen, das er stets als Auftrag der Partei begriff.

Das Wichtigste: Das Studium der Gesellschaftswissenschaften, das immer tiefere, wissenschaftliche Eindringen in unsere Weltanschauung. Einen guten Soldaten ohne das gibt es für ihn nicht. Man muß wissen, wofür man diesen Beruf ausübt. Zweitens: Die sowjetische Militärwissenschaft.

Schließlich: Das Vertrautmachen mit der modernsten sowjetischen Militärtechnik, gemeinsam mit Genossen aus den anderen Armeen des Warschauer Vertrages.

„Es gibt viel Selbstvertrauen, wenn man später als Kommandeur weiß, an deiner Flanke steht Wladislaw oder Boris oder Zbigniew oder Bohuslav." Militärische Notwendigkeit läßt hier die Nennung ihrer vollen Namen nicht zu. Manfred Grätz redet sie ohnehin kaum anders an. Es sei denn, es sei gerade sehr dienstlich.

Verantwortliche Dienststellungen führten Manfred Grätz u. a. nach Potsdam, Schwerin, Neubrandenburg, Leipzig. Und spätestens jetzt

muß einmal gesagt werden, daß da auch eine Familie Grätz ist. Der Vater gibt einiges zu bedenken, über das sich gewiß nicht jedermann Gedanken macht. Weil man davon vielleicht gar nichts weiß…
Immer mal wieder Umzüge. Der General: „Es ist Unsinn zu behaupten, daß Kinder so was einfach wegstecken. Trennung von Freunden, von liebgewordenen Lehrern, von vertrauten Spielplätzen… Das sind auch immer tiefe Einschnitte im Leben der Kinder. Deshalb bin ich froh, wie gut es unsere dennoch gepackt haben."
Hartmut, der Älteste, steht kurz vor dem Abschluß als Zahnmediziner. Er hatte noch vor dem Abitur, in der 12. Klasse, die Schule wechseln müssen. Heiko, der Mittlere, dient als Leutnant in einem Panzertruppenteil der NVA. Saskia, die Jüngste, begann im Herbst ein Journalistikstudium.
Das Leben eines Offiziers ist bewegt, nicht immer an einen festen Standort gebunden. Dort, wo er gebraucht wird, muß er sein. Das ist nicht einfach für die Angehörigen. „Wenn da zu Hause was nicht stimmt, kann der Offizier seine Pflicht nur schlecht erfüllen. Ich möchte deshalb auf diesem Wege auch mal meiner Frau Ingeburg ein herzliches Dankeschön sagen. Vor allen Leuten. Sie hat es verdient, wie alle Soldatenfrauen. Hat nicht selten eigene Interessen zurückgesteckt, hat die Verantwortung für die Kinder oft mehr oder weniger allein getragen. Ingeburg hat selbst einen Hochschulabschluß, ist Lehrerin. Aber das Glück, mal ein Klassenkollektiv über Jahre führen zu können, war ihr bisher nicht beschieden…"
Sicher kommt nicht jeder Berufssoldat so „herum" wie Manfred Grätz. Er nennt sein Leben hart, aber schön. „Weil man immer von jungen Menschen umgeben ist. Das erhält letztlich auch jung."
Wenn man Manfred Grätz alles glaubt, sein Alter nimmt man ihm nicht ab. Einundfünfzig. Sicher, die Zusammenarbeit mit jungen Leuten hält frisch. Vor allem aber doch die Einstellung zum Leben, zum gesunden Leben. Sport hat er immer getrieben. Man sieht's ihm an. Bleibt die Frage, womit er sich so fit hält. „Leichtathletik, speziell Wurf- und Sprungdisziplinen waren meine große Liebe. Und Volleyball, weil es da ohne unbedingtes Zusammenspiel und taktisch kluges Verhalten nicht geht."
Bis vor gar nicht langer Zeit hat er an den jeweiligen Standorten kräftig mitgeknödelt im regulärem Punktspielbetrieb der Armeesportvereinigung. Und es war wohl nur die karge Zeit, die da ein Ende gebot. Heute läßt er's etwas ruhiger angehen, das Fahrradergometer im Keller und die Sauna haben auch ihre Wirkung!
Und so verwundert nicht, daß er sagt, wenn man ihn nach seinem „Traumberuf" fragt: „Unter den mir gegebenen Voraussetzungen wäre ich immer den Weg gegangen, den ich gegangen bin. Es bringt viel Erfüllung, in unserer Zeit so konkret etwas tun zu können für den Frieden. Ohne diese Notwendigkeit wäre ich bestimmt an der DHfK gelandet, um Trainer oder Sportlehrer zu werden. Es ist schön, einen Beruf zu haben, bei dem man jungen Menschen von seinen Erfahrungen, von seiner Sicht auf die Welt abgeben kann."

Soldat und Frieden. Soldat ist nicht gleich Soldat. Das ist die Grunderkenntnis, die es zu festigen gilt. Durch das Gespräch, durch das eigene Vorbild als Soldat des sozialistischen Staates. Das heißt auch, Entbehrungen auf sich zu nehmen. Warum drumherum reden. Doch wie gut ist es, im Frieden literweise Schweiß zu vergießen, damit kein Tropfen Blut in einem Krieg fließt!

Soldatengenerationen. Das Waffenhandwerk ist für uns Aufgabe geblieben. Generationen, damit das Leben wohnen bleibe auf dieser Erde. Generationen. Es sind heute andere junge Leute, als es Manfred Grätz war, damals, vor mehr als dreißig Jahren. „Sie stellen andere Anforderungen als wir, sind gebildeter, informierter. Haben oft auch schon Beträchtliches geleistet. Der Soldatendienst ist nicht die erste Bewährung in ihrem Leben. Sie haben in Ausbildung und Beruf bereits allerhand bewiesen. Darauf müssen sich, das sage ich ganz deutlich, auch der Offizier und der Unteroffizier von heute einstellen. Ich würde mir wünschen, daß die jungen Männer einiges mehr tun für ihre körperliche Tüchtigkeit. Das ist nicht mein Steckenpferd, sondern erweist sich im Soldatenalltag immer wieder als objektive Notwendigkeit, als Voraussetzung, alle Aufgaben zu meistern."
Er hat einen Sohn, den Heiko, dabei. Es kommt vor, daß der Vater eine Ausbildung kontrolliert und sich das taktische Kennzeichen des Panzers sagen läßt, in dem Leutnant Grätz seine Aufgaben erfüllt. „Das ist schon ein eigenartiges Gefühl, wenn man dann mit der Faust an den Turm dieses Kampfwagens pocht, die Luke aufgeht und der Sohn rausschaut und nichts weiter sagt als: ‚Papa, wie war es? Hast du nicht 'ne Stulle mit?'"

Klaus Hurrelmann

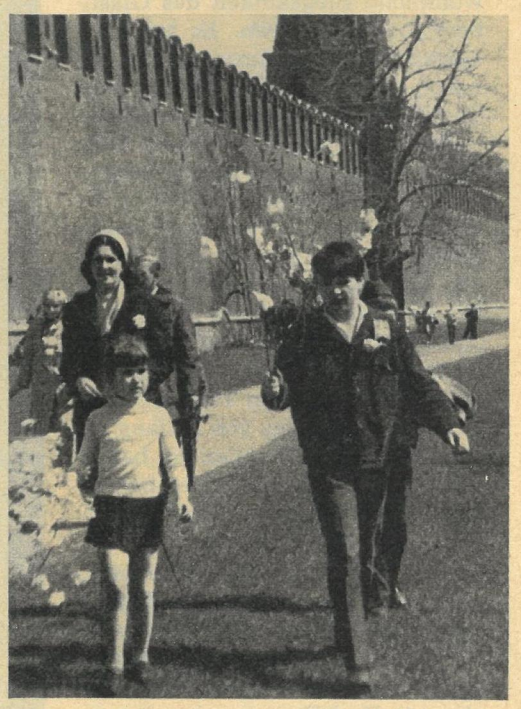
Fotos: Klaus Hurrelmann, Detlef Christel, MB Süd, privat

Aus dem Familienalbum

In dieser „Alte-Herren-Elf" ist Manfred Grätz der Torwart mit der dunklen Spielkleidung (Foto oben).

Auf dem Foto links ist Vater mit drauf. Ein Sommerurlaub in Ahlbeck.

Familie Grätz in Moskau, Alexandergarten. Vorn Saskia, daneben Hartmut, Heiko ist verdeckt. Im Hintergrund Ingeburg Grätz (Foto rechts).



Was wird man 2050 sagen?

Hocherfreut verabschiedete sich Sergej Bubka vom Jahr 1985 mit einer tiefen Verbeugung. Er wurde erster Sechs-Meter-Stabhochspringer (Bild rechts), „Weltsportler des Jahres", Vater eines Jungen, dem er den Vornamen seines Trainers gab (Vitali) – und Kandidat der KPdSU. Dem Vorschlag, anderthalb Jahrzehnte vor der Jahrtausendwende einmal über die Zukunft seiner Disziplin nachzudenken und dabei ein bißchen zu träumen, stimmte er mit den Worten zu: „Träumen ist interessant." Und was wird man dann einmal über Sergej Bubkas heutige Zukunftsmusik sagen?

Vorausgesetzt, der Engländer John Wheeler war mit seinen 3,05 m im März 1866 tatsächlich der erste Stabhochsprung-Weltrekordler, so meistern Sie 120 Jahre danach annähernd das Doppelte. Eine Milchmädchenrechnung besagt auch, daß sich der Weltrekord demzufolge um 2,5 cm pro Jahr entwickelt hat. Also müßten im Jahr 2000 die 6,37 m fällig sein...

Nein, so darf man nicht rechnen, das ist zu riskant. Die Fortschritte bei uns Stabhochspringern vollziehen sich äußerst ungleichmäßig, und zwar deshalb, weil wir von der Beschaffenheit des Geräts abhängig wurden wie kein anderer Leichtathlet. Niemand vermag die schweren Holzstäbe zu Wheelers oder den leichteren und elastischeren Bambus zu Warmerdams Zeiten, die handlichen und vermeintlich langlebigeren Stäbe aus Stahl oder Duraluminium mit dem Sammelsurium von Glasfiberkonstruktionen bis zum heutigen Tag ins Verhältnis zu setzen. Glasfiber hat mit allem Vorangegangenen nichts gemein. Sie kann zum Beispiel Temperaturen bis zu 500 Grad aushalten, ist weicher als Seide und zehnmal flexibler als Nylon, auch stabiler als Stahl. Ein Kilogramm-Knäuel aus Glasfiber von der Stärke eines Sechstels des Menschenhaares reicht aus, um am Äquator den Erdball zu umspannen. Das ist schon ein Wunder...

Aber warum gelang anfangs damit keine entscheidende Rekordverbesserung?

Mir scheint, daß sich die Athleten gegenüber dem neuen Material zunächst so verhielten wie Kinder zu einem zwar schönen, aber nicht ganz unkomplizierten Spielzeug. Zu der natürlichen Freude, mit der die Neuheit begrüßt wurde, gesellte sich auch ein Schuß Leichtsinn und Ungeduld. Jeder wollte praktisch mit dem Spielzeug umgehen, als sei das überhaupt kein Problem. Vorrangig wurde versucht, die ungewöhnliche Biegsamkeit des Glasfiberstabes zu nutzen. Es tauchten auch Stäbe mit Krümmung auf, Bananen genannt. Bei dieser scheinbaren Bewältigung des Neuen geriet sogar die klassische Formel des Stabhochsprungs eine Zeitlang in Vergessenheit: TECHNIK, SCHNELLIGKEIT, KRAFT. Die um sich greifende Meinung, alles sei nur noch Technik, war natürlich ein Trugschluß. Die Rechnung, nur noch auf die katapultierende Eigenschaft des synthetischen Stabes zu setzen, ging nicht auf. Mein Trainer Vitali Petrow hat mir das von Anfang an eingeflößt. Wie zu sehen ist, hat er recht behalten. Allein in den beiden letzten Jahren kletterte der Weltrekord um 17 Zentimeter.

Welche Stäbe werden Ihrer Meinung nach die Springer zu Beginn des neuen Jahrtausends benutzen?

Ich glaube nicht an irgendwas prinzipiell Neues. Möglich sind bestimmte Modifikationen bereits existierender Geräte. Sagen wir, noch leichtere, welche mit größerer Härte und optimaler Bruchsicherheit, mit noch mehr „innerer" Elastizität. Dabei wird auch von Kohlefiber gesprochen. Doch das Entscheidende hängt auch künftig vom Athleten ab, zuallererst von ihm.

Wie stellt sich Ihnen der Idealtyp des Springers der Zukunft dar?

Als eine harmonisch und vielseitig entwickelte Persönlichkeit. Wißbegierig. Mit klarem, einer Art Ingenieurverstand. In der Lage, ein herausragendes Resultat zuerst zu modellieren, dann durchzurechnen und dabei von den eigenen Möglichkeiten auszugehen. Und diese müssen bemerkenswert sein: Die 100 m schneller laufen als Borsow, im Weitsprung bei acht Metern landen, mit der Gewichtheberhantel spielend das Doppelte des eigenen Körpergewichts zur Hochstrecke bringen. In puncto Akrobatik und Turnen muß soviel geboten werden, daß die Trainer in diesen Disziplinen von dir hin- und hergerissen sind und dich unbedingt haben wollen.

Welche Höhen würden Sie dem ersten Olympiasieger des neuen Jahrtausends voraussagen?

Zwischen 6,20 und 6,30 m. Ist er eine Ausnahmeerscheinung, kann er noch höher springen. Petrow denkt kühner. Er glaubt schon bei mir an 6,15 bis 6,20 m. Ihm zu widersprechen, wäre töricht. Ich entsinne mich nicht, daß seine bisherigen Voraussagen einmal nicht in Erfüllung gegangen wären. Daß der Stabhochsprung vom Athleten eine vielseitige Ausbildung verlangt, bedarf nach all dem Gesagten keiner besonderen Erwähnung mehr. Doch er ist auch vom Fortschritt in anderen Disziplinen abhängig. Vor allem vom Sprint. Fast aus dem Stand vertikal nach oben zu fliegen und sich dabei nur auf die pure Muskelkraft zu verlassen, das hat der Mensch bisher noch nicht gelernt. Er braucht unbedingt den Anlauf, ohne den Technik und Kraft nicht wirksam werden. Schnelligkeit ist das Kernwort unserer Formel. Trainer wie Athlet müssen sich ständig auf der Suche nach den Reserven im Schnelligkeitsbereich befinden. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sich bei den Höhen der Zukunft vermutlich oder sogar zwangsläufig auch die Länge der Stäbe verändert. Damit auch die Griffhöhe. Und die durch maximale Anlaufgeschwindigkeit entwickelten Kräfte beim Absprung sind das A und O für die effektivste Biegung des Stabes.

Professor Ernest Jokl von der Kentucky University kam schon 1974 zu dem Schluß, daß bei optimaler Nutzung des eigenen Potentials durch die Athleten die damals gül-

tigen Weltrekorde bis zum Jahr 2000 um 15 und mehr Prozent verbessert werden könnten…

Rechnen wir einmal nach, wie real eine solche Prognose war. 1974 stand der Stabhochsprung-Weltrekord bei 5,63 m. Heute sind es genau sechs Meter. Das ist eine Steigerung von mehr als sechseinhalb Prozent. Wir passen also genau in Jokls Grafik hinein. Doch nicht alles ist vorauszusehen. Selbst der kühnste Prophet konnte nicht vermuten, was einmal bei den Speerwerfern passieren würde. Ich war dabei, als Uwe Hohn 104,80 m weit warf. Das Gerät kam tatsächlich bis fast zu uns, die wir mit dem Stabhochsprung beschäftigt waren. Nun gibt's einen neuen Speer, mit dem bis zum Jahr 2000 vermutlich nicht wieder 104,80 m erreicht werden können. In absehbarer Zeit wird's auch die Hammerwerfer treffen, die sich der 90-m-Marke nähern. Andernfalls müßten sie auf Nebenplätze ausweichen, auf weite, freie Plätze, wo die Zuschauer ausbleiben.

Wann wird, um kühn zu sein, die 7-m-Höhe bewältigt?

Schrecklich, daran zu denken. Wenn unsere Nachfahren im Jahr 2050 diese Frage und meine Antwort darauf lesen, müssen sie hoffentlich nicht die Stirn runzeln. Ich nenne dieses Jahr, weil ich glaube, daß vorher zum Stirnrunzeln sowieso keine Gelegenheit ist. Wie weit die 7-m-Höhe von uns noch entfernt ist, brauche ich nur mit einem scheinbar simplen Hinweis zu verdeutlichen: Der sieben Meter wegen wird es für den Anfang notwendig sein, das Dach der hochmodernen Halle, in der ich heute trainiere, etwas anzuheben. Doch um auf Wheelers 3,05 m vor 120 Jahren zurückzukommen: Wenn ich nicht irre, schaffte ich diese Höhe, als ich in die 5. Klasse ging. Was besagt, daß dem Sport zu keiner Zeit Grenzen gesetzt waren. Daran wird sich auch morgen noch nichts ändern.

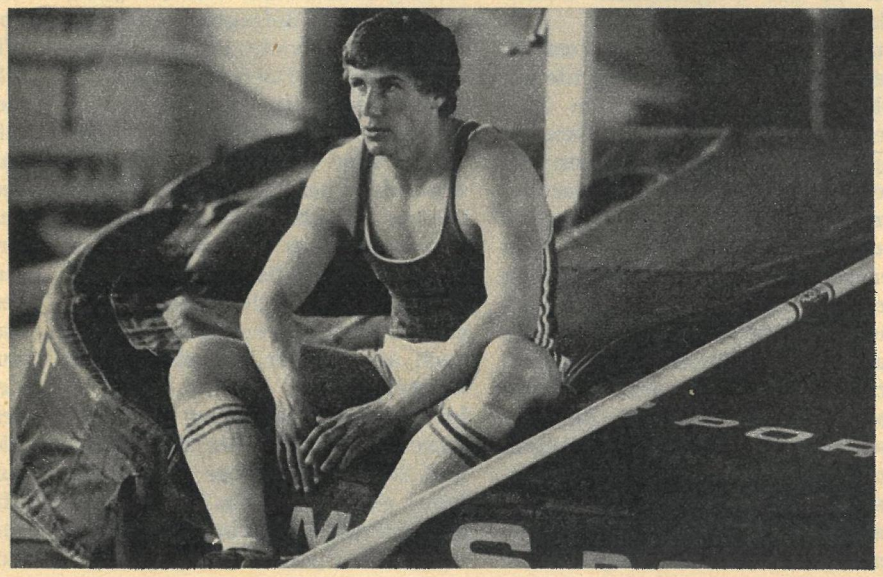
Das Interview führte
Juri Juris (Donezk)

Redaktion: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Jewgeni Somow (2), AP/TASS.

Die zehn größten Höhen und die Hälfte an Bubka

6,00	Sergej Bubka (UdSSR)	1985
5,95	Bubka	1985
5,94 (+)	Bubka	1984
5,93 (H/++)	Billy Olson (USA)	1986
5,92 (H/++)	Bubka	1986
5,91 (+)	Thierry Vigneron (Frankreich)	1984
5,91 (H)	Joe Dial (USA)	1986
5,90	Bubka	1984
5,90	Pierre Quinon (Frankreich)	1985
5,89 (H)	Olson	1986

(H = Hallenleistung; + = zwei Weltrekorde im gleichen Wettkampf/zuerst Vigneron, dann Bubka; ++ = zwei Weltbestleistungen an einem Tag/zuerst Bubka, fünf Stunden später Olson).



Die meisten Amerikaner wissen nichts oder wenig über die Sowjetunion, und was sie zu wissen glauben, beruht auf offiziell vorgegebenen Fälschungen, Täuschungen und Halbwahrheiten. Diese Feststellungen trifft David Shipler, Mitarbeiter der „New York Times", der einige Jahre in Moskau verbrachte und die Sowjetunion aus eigener Anschauung kennenlernte.

David Shipler:

Wir und die Russen

Eine amerikanische Betrachtung

Vorigen Sommer besuchte ich mit meiner Familie ein kleines Museum in Concorde, Staat Massachusetts, in dem ein Diorama steht, das die historische Schlacht zwischen den englischen „Rotröcken" und den amerikanischen Kolonisten in Northbridge zeigt. In einer Miniaturlandschaft liefern sich Soldaten die berühmte Schlacht, die den Beginn der amerikanischen Revolution kennzeichnet. Mein achtjähriger Sohn wies auf einen „Rotrock", der auf der Seite lag. „Seht mal, ein erschossener Russe", sagte er.

Elf Jahre lebte ich mit meiner Familie im Ausland, nach nur einem Jahr in den USA hatte Michael sich schnell den Standpunkt zu eigen gemacht, der heute in unserem Land vorherrscht: die Russen sind unsere Feinde.

Wir setzen die Russen herab, um uns selbst zu erhöhen

Diese Anschauung ist in unsere Kultur eingedrungen. Die Russen haben in unseren Filmen, der Reklame und in der populären Literatur einen Platz neben den grausamen Gestalten Nazideutschlands eingenommen. Die Regierungsbehörden servieren sie uns als kriegerische Aggressoren, die zur Weltmacht drängen. Die Befürchtungen der anderen Seite jedoch in bezug auf uns werden gewöhnlich ignoriert, besonders in den Lehrbüchern für die Jugend, die mit der Weltlage vertraut machen sollen. Oft setzen wir die Russen auf ein derart tiefes Niveau herab mit dem Ziel, uns selbst zu erhöhen. Wir leben in Freiheit – sie in der Sklaverei; wir sind reich – sie arm; wir sind ehrlich – sie verlogen; wir sind gerecht – sie hinterhältig; unsere Absichten sind friedlich – die ihren kriegerisch.

Nach meiner Rückkehr von einem langen Auslandsaufenthalt, davon vier Jahre in Moskau, bin ich über die Vorstellungen meiner Landsleute über die Russen mehr als verblüfft. Wir zeichnen Karikaturen von ihnen und sind blind gegenüber den Feinheiten und Nuancen und der reichen Palette von Farbtönen in der sowjetischen Gesellschaft.

Eine Befragung der „New York Times" im ganzen Land erbrachte ungeheure Lücken im Wissen über die Russen. Politische Konflikte haben unsere Vorstellungen von diesem Land geprägt. Die meisten Amerikaner verlassen sich auf die Nachrichten, besonders aus dem Fernsehen, die sehr oberflächlich die politischen Ereignisse abbilden und jedes tiefere Eindringen in die Kultur, die Traditionen und Ansichten des anderen Landes vermissen lassen. Zudem werden die Berichte über das Leben in der Sowjetunion nicht von den gut informierten Korrespondenten in Moskau bestimmt, vielmehr von den persönlichen und kenntnislosen Erklärungen der Amtspersonen in Washington über die „sowjetische Gefahr".

Öffentliche Meinungsumfragen zeigen, daß die Amerikaner über andere Länder schlecht informiert sind, und die Sowjetunion bildet dabei keine Ausnahme. Einundfünfzig Prozent der von der „New York Times" Befragten erklärten, daß sie die Sowjetunion nicht besuchen möchten. Doch diejenigen von uns, die einmal in Moskau weilten, haben viel Interessantes ausgemacht über das Leben in der Sowjetunion, genügend, um darüber Bücher zu schreiben, die dann zu den Bestsellern zählten, oder um Gespräche zu diesem Thema mit Diavorträgen zu illustrieren. Nach allem zu urteilen, ändern somit auch Amerikaner ihre stereotypen Vorstellungen.

Im Durchschnitt werden von Amerikanern jährlich über 200 Bücher und 2500 Artikel über die Sowjetunion geschrieben. In Moskau zählen wir vierzig reguläre amerikanische Korrespondenten. Sie bilden eines der größten Pressekorps in der Welt. Diese und amerikanische Wissenschaftler kämmen die Sowjetpresse durch, verfolgen das Moskauer Fernsehen, sprechen mit sowjetischen Amtspersonen. Doch von all dem gelangt nur wenig an die breite Öffentlichkeit.

So zeigte sich beispielsweise das Wissen um Bereiche der Geschichte bei den „New York Times"-Befragten als sehr beschränkt. 44 Prozent wußten nicht, daß die UdSSR und USA während des zweiten Weltkrieges in einem Lager gekämpft haben; ein bedeutender Teil dieser Gruppe – 28 Prozent – meinte, daß die beiden Länder gegeneinander im Krieg gestanden hätten. Nur 42 Prozent wußten, daß die Russen in diesem Krieg mehr Opfer als die Amerikaner gebracht haben.

Diese Unkenntnis basiert teilweise auf der Auswahl der Geschichtslehrbücher in unseren Schulen. In einigen von ihnen wird die amerikanische Intervention (von 1918 gegen die Sowjetmacht – d. Red.) nur flüchtig erwähnt, die meisten jedoch ignorieren sie vollends. In den Kapiteln über den zweiten Weltkrieg beschreiben viele Lehrbücher die Rolle der Sowjetunion im Kampf gegen Hitlerdeutschland sehr kümmerlich. So werden beispielsweise im Geschichtsbuch „Der Weg der Freiheit" die Kampfhandlungen zwischen der Sowjetunion und Deutschland nur flüchtig beschrieben. „Im Juni 1941", heißt es da, „überfiel Hitler die Sowjetunion. Damals begannen die USA ihre Lieferungen nach dem Lend-Lease-Programm, um der Sowjetunion im Kampf gegen Deutschland beizustehen." Weder Stalingrad noch die großen Opfer des sowjetischen Volkes finden Erwähnung. Lediglich in den Anmerkungen zur Ausgabe für das Lehrpersonal wird kurz angemerkt, daß nach vorhandenen Einschätzungen zwanzig Millionen Sowjetbürger umgekommen sind. In einem anderen Lehrbuch, „Studium einer sich

Peter Meißner fotografierte in der New Yorker U-Bahn

verändernden Welt“ vom Verlag „Globe Book Companie“, wird ein bedeutender Teil der Verdienste der UdSSR im Kampf gegen Nazideutschland den USA zugeschrieben. „Die Deutschen waren sehr erfolgreich“, heißt es da, „doch mit Hilfe der USA hielten die Russen die deutschen Armeen auf.“

In einer Schule in New Jersey

Spionageromane, Filme und Reklamespots widerspiegeln und festigen die stereotypen Vorstellungen über die Sowjetunion. Die Russen geraten zu böswilligen und absurden Karikaturen. Gerade diese Darstellungen nehmen einen großen Einfluß auf die amerikanische Jugend. Ich konnte mich davon überzeugen, als ich die Stadt Chatham im Staat New Jersey besuchte, in der ich einst aufwuchs. In der dortigen Mittelschule, einer staatlichen Einrichtung für Kinder der oberen Bevölkerungsschichten, sprach ich mit zwei Gruppen, jeweils aus vierzig Schülern bestehend. Die eine setzte sich aus den besten Schülern der 11. und 12. Klassen zusammen, mit Spezialisierung auf Geschichte, die andere Gruppe aus Schülern der mittleren und jüngeren Klassen mit unterschiedlichem Wissensstand.

Ich fragte, welche Synonyme ihnen einfallen, wenn sie an Russen denken. Die Antworten kamen wie aus der Pistole geschossen: „Unternehmen 007“, die Roten, Kommunisten, unzuverlässig, stur, Atomkrieg, Kälte, Sibirien, Hinterhalt, Eiserner Vorhang, Feind, Unterdrückung.“

Über das Leben in der Sowjetunion herrscht die verzerrte Vorstellung, es sei ausweglos und hart. Die Russen können nicht die ihnen genehme Arbeit aussuchen, man würde sie dorthin schicken, wo sie gebraucht würden, und die Bedingungen ihrer Arbeit kämen der Sklaverei nahe.

„Ich glaube nicht, daß sie eine echte Wahl der Arbeit haben oder Karriere machen können“, sagte mir ein 35jähriger Baggerfahrer im Tagebau von Pennsylvanien. „Sicher haben sie keinen Urlaub, keine Feiertage und keine Freizeit.“

Eine 34jährige Schauspielerin aus Saint Louis, College-Absolventin und Reagan-Anhängerin, äußerte die Meinung, daß die Russen „einen viel längeren Arbeitstag als die Amerikaner haben; man genehmigt ihnen nur ein Paar Schuhe pro Jahr. Ich wäre nicht glücklich, wenn ich wegen dieses einzigen Paares Schuhe ein ganzes Jahr arbeiten müßte und nichts weiter davon hätte.“

Nur in wenigen amerikanischen Büchern wird ein wahrheitsgemäßes Bild über die Sowjetunion gezeichnet, und sie werden seitens konservativer Organisationen angefeindet. Diese verlangen das Verbot jener Bücher, weil darin den „Russen zuviel Verständnis“ entgegengebracht werde. Ein solches Buch, verwendet in Chatham (New Jersey), im Bezirk Montgomery (Maryland) und in anderen Regionen, heißt „Eine nicht abgeschlossene Reise: die Welt der Geschichte“ und stammt aus der Feder von Marvin Perry. Die Bildungsbehörde des Staates Alabama hat diese Lektüre aus der Liste der von ihr gebilligten Literatur gestrichen, weil dort unter anderem steht: „Unter der kommunistischen Führung wurde die Sowjetunion in Rekordzeit in ein modernes Land verwandelt.“

„Die meisten Amerikaner hegen die Ansicht, daß das sowjetische System in keinerlei Beziehung zum Volk steht“, bemerkt Steven Cohan, eine Autorität unter den Sowjetunion-Spezialisten. In Wirklichkeit aber, und davon überzeugen sich letztlich viele Amerikaner, die zeitweise in der Sowjetunion leben, existiert dort eine weitgehende Übereinstimmung zwischen führenden Persönlichkeiten und den einfachen Menschen. Die Russen fühlen sich ökonomisch gesichert, sie sind gewohnt, auf ihre soziale Sicherheit zu bauen, die sie von der Wiege bis zum Grab umgibt. Die Bedeutung dieses Faktors für die Psychologie der Russen wird in den amerikanischen Vorstellungen vollkommen verdrängt. Die von uns gegebene Charakteristik ist äußerst beunruhigend, denn sie kann zu einem fehlerhaften Verhalten führen, wenn wir davon ausgehen, die Russen stellten eine versklavte Nation dar, die nur ihrer Befreiung harrt.

Mehr als fünfzig Prozent der von der „New York Times“ Befragten meinten, daß die meisten Russen ihr System nicht lieben und vorzögen, im amerikanischen Stil zu leben. Nach meinem vierjährigen Aufenthalt in der Sowjetunion überzeugte ich mich davon, daß die Russen keineswegs von unserem Lebensstil träumen. Zu dieser Einsicht zu kommen, war nicht leicht.

Präsentation des Sündenbocks

In gewisser Weise befriedigt die amerikanische Feindseligkeit gegenüber dem sowjetischen System unseren Bedarf nach einem Sündenbock. Dabei ist dieser Sündenbock in vielerlei Hinsicht ein Abstraktum, sozusagen ein Feind für alle Fälle des Lebens. Er hat im Grunde kaum Gemeinsamkeiten mit der tatsächlichen Sowjetunion und ihren Bewohnern. So beispielsweise auch im Film „Rote Flut“ von John Milius. Das Drehbuch spekuliert mit den wildesten Ängsten und Phantasien in der amerikanischen Gesellschaft: Eindringlinge – sowjetische, kubanische und nikaraguanische – erobern den westlichen Teil der USA, beschießen eine Schule, ermorden die Stadtbewohner und sperren die Männer ins Konzentrationslager. Einige Schüler der oberen Klasse fliehen mit Waffen in die Berge, bilden eine Partisanengruppe, greifen sowjetische Soldaten, Autokolonnen und Basen an, eine Gewaltorgie schließlich bezwingt die „verhaßten Okkupanten“.

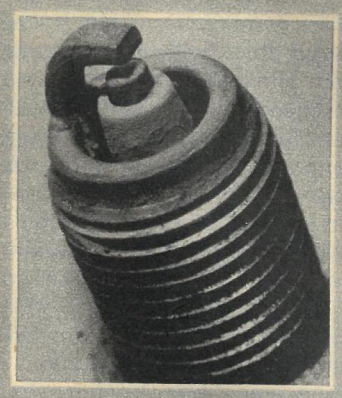
Den Schülern aus Chatham sagte dieser Film zu. Sie begannen sich Partisanen zu nennen, ihnen gefiel die Idee, daß eine Gruppe von Jungen, der ihren ähnlich, viele Kommunisten töten kann. „Wir kamen irgendwie in kämpferische Stimmung“, sagte ein Schüler. „Ich verließ das Kino, ergriffen von Haß gegen die Russen.“ Ein anderer fügte hinzu: „Die Amerikaner haben Vietnam erlebt und die terroristischen Überfälle. Die Menschen haben es satt, Amerika immer in Unrecht zu sehen. Davon haben wir genug. Sie wollen in Filmen als Helden dargestellt werden.“ Nur wenige Schüler kritisierten den Film als absurd, abschreckend und blutrünstig.

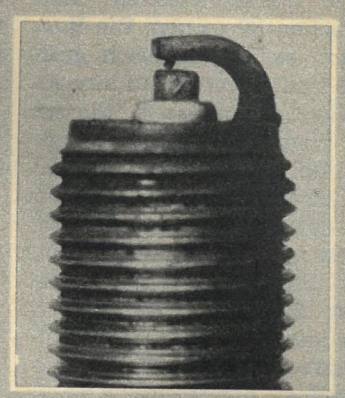
Und dennoch, als ich in meiner alten Mittelschule war, bemerkte ich unter den Schülern auch solche, die durch ihre kritische Haltung aus dem Umkreis der anderen herausstachen. Diese wenigen Schüler unterschieden sich in ihren Fragestellungen merklich, denn ihre Helden sind andere. Sie sprachen von Martin Luther King, von John Kennedy, Bischof Tutu, Gandhi. Sie nannten Dinge, die es zu verändern gilt, eine interessante und selbstkritische Aufzählung: Armut, Kriminalität, Rassismus, Hunger, Drohung eines Atomkrieges. Sie sind bereit zu lernen.

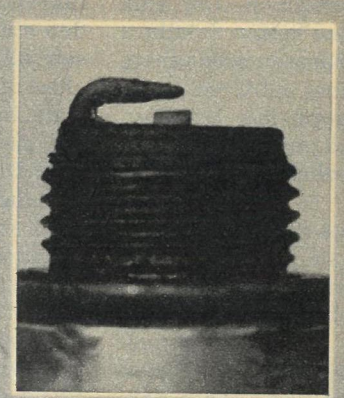
Entnommen aus „New York Times Magazine“, gekürzt

Moskau: Normalno!

Der Moskauer Winter kennt sich und „korrigierte“ ein Vorschriftszeichen für Fußgänger: „Achtung, ich bringe es fertig und lass' die Flokken so tanzen, daß euch Hören und Sehen vergeht!“
Volkmar Billebs Fotos zeigen, wie wenig zimperlich Väterchen Frost dort mit den Leuten zu Fuß und auf Rädern umgeht. Die sind allerdings auch nicht zimperlich. Und was man hierzulande „Katastrophenpulver“ nennt, ist dort eben der Schnee von heute. Mit dem wird man fertig. Die Stadtreinigung geht die Sache auf den Magistralen fünfspurig an. Das Moskauer Automobil- und Straßenbauinstitut meldet die Entwicklung einer Straßenkehrmaschine, die mit Hilfe von Ultraschall Eis und verharschten Schnee lockert. Der entstehende Brei kann mit Vakuumpumpen in Taubunker gesaugt werden.
Dennoch – glatte Straßen muß man in Moskau halt gewöhnt sein. Die sind selten Ursache für Karambolagen. Vereiste Fahrflächen – „normalno“. Aber wenn einem Fahrer ein Teufelchen im Nacken sitzt, das einen riskanten Spurwechsel soufliert, das führt öfter zu Zusammenstößen. Oder die bekannt draufgängerischen Straßenpassanten, die bedingungslos auf die Reaktionsschnelligkeit der Fahrzeuglenker vertrauen.
Dennoch: Wer unvoreingenommen bei Schneetreiben das Treiben auf sowjetischen Stadtstraßen beobachtet, kann sich manches absehen an toleranter, einfühlsamer Fahrweise, die fast immer den anderen einkalkuliert. Grundregel nicht: Ich habe unbedingt recht! Sondern: Jeder will gesund ans Ziel gelangen!







Kerzengesichter

Das Kerzenbild gibt Auskunft über das Betriebsverhalten der Zündkerze oder die Einflüsse, die vom Motor her auf sie wirken. Normal ist, wenn der Isolatorfuß rehbraun, graugelb bis grauweiß aussieht: Gute Motorleistung, normaler Kraftstoffverbrauch (Bild links oben). Ablagerungen, gar Brückenbildung zwischen den Elektroden (oben Mitte) signalisieren unbrennbare Legierungsbestandteile des Öls (besonders bei Zweitaktern). Kann bis zum Aussetzen des Zündfunkens führen. Abbrand, starker Elektrodenverschleiß u. a. durch zu hohe Nutzungsdauer (rechts oben) bedeuten erhöhten Zündspannungsbedarf, verursachen Zündaussetzer, schlechtes Startverhalten. Kerzen wechseln!
Verrußte Kerzen zeigen Kraftstoffmehrverbrauch an. Zu fettes Gemisch, verschmutztes Luftfilter, zu lange gezogener „Schock“, falsche Vergasereinstellung können Ursache sein. Im Winter Kerzen mit niedrigem Wärmewert verwenden. *L. L.*

Dmitri komponierte „Triton“

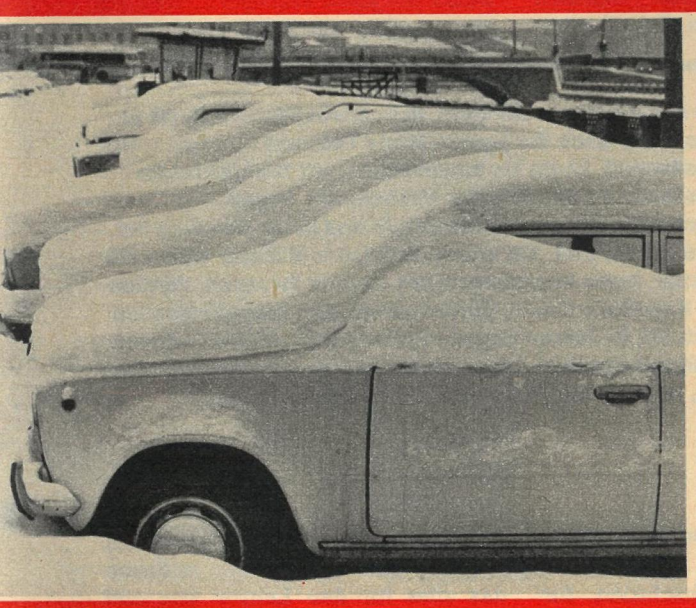
Unlängst veranstaltete die Redaktion der sowjetischen Zeitschrift „Technika – molodjeshi“ (Technik für die Jugend) ein Treffen von Autobastlern, die in ihren Fahrzeugen anzureisen hatten. Besonderes Aufsehen erregte das Amphibienfahrzeug „Triton“ (unser Foto), mit dem sich der Moskauer Musiker Dmitri Kudrjatschkow vorstellte. Die eigenwillige Konstruktion, deren Karosserie aus faserverstärktem Polyester besteht, erreicht zu Lande eine Höchstgeschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde und 50 „Sachen“ im Wasser.

W. Budan

Schnappgeschossen

An mancher hauptstädtischen Kreuzung wurden hoch oben über den Fahrzeugströmen Kästen angebracht, die Starkästen recht ähnlich sind. Und wer die Sache so sieht, hat so unrecht gar nicht: Aus Fotoapparaten soll ja auch bisweilen „gleich das Vögelchen rauskommen". Die Kästen sind automatische Kameras, die ausgelöst werden, wenn Fahrzeugführer die Gebote der Lichtsignalanlage mißachten. Daß die Sache funktioniert, bekam schon so mancher gedanken- oder gar rücksichtslose Fahrzeugführer zu wissen, als ihm ein unwiderlegbares Fotodokument von der Verkehrspolizei per Post ins Haus geliefert wurde, mit empfindlicher „Nachnahmegebühr"!

Derartige Schnappschüsse im wahrsten Wortsinn lassen in mehreren Phasen ganz deutlich das KFZ-Kennzeichen, Tag, Stunde und Sekunde des Delikts sowie die Halt gebietende Rotschaltung erkennen (siehe Pfeil). Gelb heißt eben: „Achtung, anhalten!" und Rot: „Halt!" und Rotgelb: „Noch halt!" Die Signalanlage am Frankfurter Tor in Berlin (unser Foto) hat keinen Hinweispfeil für mögliches Rechtsabbiegen. Immer wieder mißachtet: Paragraph 2.1 der StVO: „Verkehrsteilnehmer haben sich rechtzeitig auf die Zeichen der Verkehrsregelung zu orientieren und ihr Verhalten dementsprechend einzurichten. Die Zeichen der Verkehrsposten gehen den Farbzeichen vor." Also – steht ein regelnder Volkspolizist auf der Kreuzung, gilt ein Rechtsabbiegepfeil nicht! Generalmajor Lothar Ahrend, 1. Stellvertreter des Ministers des Innern, zum neuen Verkehrssicherheitsprogramm der DDR: „Die gesellschaftliche Unduldsamkeit ist gegenüber rücksichtslosem, aggressivem und undiszipliniertem Verhalten ständig weiterzuentwickeln." – Kreuzungen sollten Schnitt- und nicht Schwerpunkte sein.



PS-Nachrichten

AUTOPROGRESS heißt die Internationale Ausstellung für KFZ-Technik, die zum neunten Mal auf dem Messegelände in Brno (ČSSR) veranstaltet wird. Von Service- und Garageneinrichtungen über Autozubehör bis zu Neuerungen, die die Umweltbelastung durch KFZ verringern, reicht das Spektrum der Exponate.

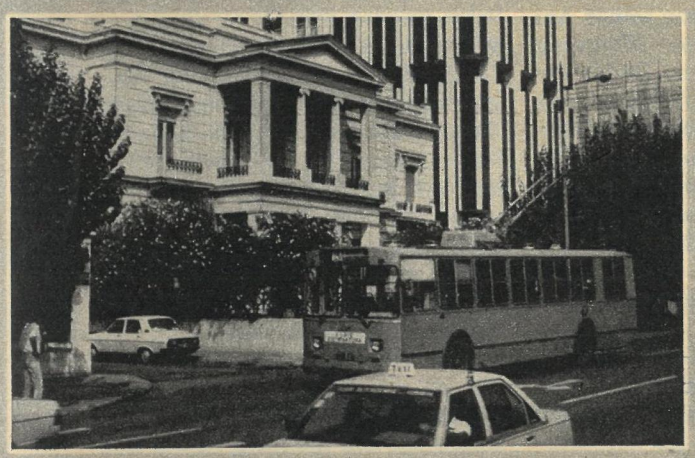
DIE O-BUSLINIE 13 der Hauptstadt Griechenlands, Athen, wird mit sowjetischen Fahrzeugen betrieben (Foto unten). Das langfristige sowjetisch-griechische Programm der Zusammenarbeit in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik, das 1983 unterzeichnet wurde, förderte den bilateralen Handel auch auf dem Gebiet des KFZ-Wesens bedeutend. Die griechische Firma ADELPHI ILPOPULI ist Importeur von sowjetischen O-Bussen, KAMAS-LKWs und LADA-Wagen für Griechenland.

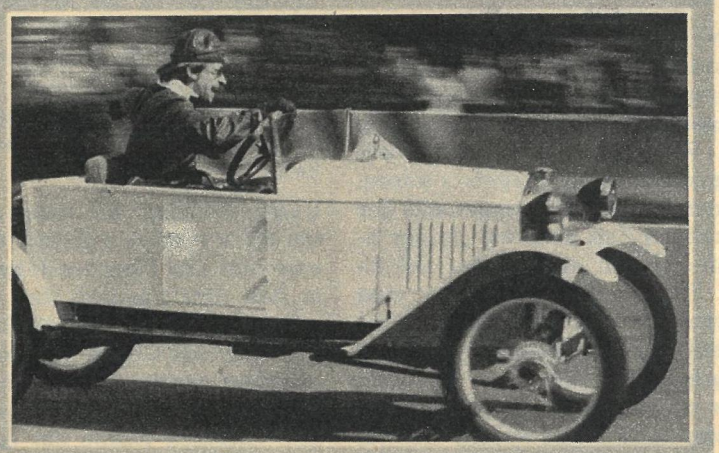
KRÄDER MIT ÜBERBREITEN REIFEN mit erhöhter Geländegängigkeit gingen im Maschinenbaubetrieb Tula in Serie. Vor allem den Bedürfnissen der Landbevölkerung trägt diese Neuentwicklung Rechnung, von der im ersten Produktionsjahr 10 000 Stück auf den sowjetischen Markt kommen.

ANLASSER für den DDR-KFZ-Bau (jährlich 150 000 Stück) liefert das ungarische Unternehmen Autovill. Das sind 30 Prozent der Jahresproduktion des Betriebes. Sie werden für LKWs, Omnibusse, Zugmaschinen und Sattelschlepper verwendet.

STAHLGÜRTEL-RADIALREIFEN mit hoher Laufleistung für kleine Nutzfahrzeuge sowie ein robuster Mehrzweckreifen für LKWs wurden im Reifenwerk Neubrandenburg des volkseigenen Kombinats PNEUMANT entwickelt. Die Funktionsmuster dieser neuen Erzeugnisse werden zum XI. Parteitag der Öffentlichkeit vorgestellt.

Fotos: Volkmar Billeb (5), L. Liebmann (3), S. Geworgjan, I. Predelis





Merke § 12: mobile Gut Ding will Weile haben!

Sie ist die jüngste von sieben Pfarrerskindern. In humanistischem Geist erzogen, schärfte sich bald der Blick der jungen Marie Torhorst für soziale Ungerechtigkeit der Gesellschaft, in die sie hineinwuchs. Mit Staatsexamen und Doktortitel beendete sie ihr Studium der Mathematik, Physik und Geographie. Jungen Menschen ihr Wissen zu vermitteln und ihnen den Weg ins Leben zu bahnen – das war ihr Ziel. Als erster weiblicher Minister wirkte sie nach dem Krieg in Weimar, hohe Auszeichnungen wurden ihr zuteil: Verdienter Lehrer des Volkes, Karl-Marx-Orden, Ehrenspange zum Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Mit 92 Jahren begann Professor Dr. Marie Torhorst ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Wenn sie in diesem Jahr im Dietz Verlag, Berlin, erscheinen, wird sie ihr 97. Lebensjahr vollendet haben.

Als frühere Lehrerin, 1933 von den Nazis aus dem Dienst in der Karl-Marx-Schule in Berlin-Neukölln entlassen, richtete ich nach dem Kriege meine Gedanken auf die Schule. Sobald die S-Bahn wieder bis in die Nähe der Stadtmitte fuhr, meldete ich mich beim Hauptschulamt in der Parochialstraße. Dort wurde mir die Abteilung Lehrerbildung übertragen.

In Berlin waren inzwischen vier antifaschistisch-demokratische Parteien – KPD, SPD, CDU und LDPD – zugelassen worden. Ich bewarb mich um die Mitgliedschaft in der KPD, denn schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik hatte im Mittelpunkt meiner politischen Arbeit innerhalb der SPD die Einheitsfrontpolitik im Sinne der KPD gestanden. Als überzeugtes Mitglied der Kommunistischen Partei, ausgerüstet mit den Lehren des Marxismus-Leninismus, die ich mir in langjährigen theoretischen Studien angeeignet hatte, und in der unerschütterlichen Gewißheit, daß die deutsch-sowjetische Freundschaft die wichtigste Voraussetzung für die Entwicklung Deutschlands zu einem friedliebenden, demokratischen Staat sei, begann ich meine Tätigkeit im Hauptschulamt von Groß-Berlin.

Wie erging es damals den uns anvertrauten mehr als 500 000 Kindern, die sich bis zum Oktober 1945 nach und nach wieder in den Schulen Berlins eingefunden hatten? Von ersten Schritten einer positiven Entwicklung erfahren wir aus der Schulfunkrede, die Otto Winzer, damals Leiter des Amtes für Volksbildung beim Magistrat von Groß-Berlin, am 19. November 1945 an die Schuljugend richtete.

Er sagte unter anderem: „Unter euch gibt es ja so viele prächtige Kerle, Burschen und Mädchen, die Ende Mai, Anfang Juni in die zerstörten und verwüsteten Schulen gekommen sind und wacker zugepackt haben. Sie haben weder Staub noch Schmutz gescheut, haben mit eigenen Händen Schutt und Trümmer weggeräumt, Mauersteine geputzt, Dachziegel herbeigetragen und so geholfen, die Dächer wieder zu decken. Das war nicht immer schön, wenn die Arbeit auch mit viel Lärm und manchem lustigen Streich vollbracht wurde."

Sehr schlecht war es mit den Kenntnissen der Kinder bestellt, gar nicht zu reden von den Auswirkungen der politischen Verhetzung und Verrohung, denen sie jahrelang schutzlos preisgegeben waren. In meinen Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit heißt es: „In der S-Bahn sitzt mir eine Mutter mit ihrem Jungen gegenüber, der eine Zeitung in der Hand hält und ängstlich die Buchstaben des Zeitungskopfes zu enträtseln versucht. ‚Das ist doch kein A', schreit die Mutter den Jungen an und versetzt ihm ein paar Ohrfeigen. Ich mische mich ein und bekomme zur Antwort: ‚Ach, Frau, der Junge verdient es nicht besser; er ist schon elf Jahre alt und kennt noch nicht einmal die Buchstaben!'"

Das Prügeln war damals noch an der Tagesordnung, und viele alleinstehende Mütter glaubten, daß sie der Verwilderung der Kinder nur mit dieser Methode Herr werden könnten.

Für die Ausbildung neuer Lehrer ordnete die Sowjetische Militäradministration (SMAD) Anfang Dezember 1945 an, daß in der sowjetischen Besatzungszone für 30 000 Neulehrer, einschließlich 2400 in Groß-Berlin, Achtmonatskurse einzurichten seien. In den vier Sektoren Berlins wurden zehn Kurse für je 240 Teilnehmer vorbereitet, und zwar auf Grund von Vereinbarungen innerhalb der Interalliierten Kommandantur von Berlin: fünf im sowjetischen Sektor, je zwei im amerikanischen und britischen sowie einer im französischen Sektor. Alle zehn Kurse unterstanden der von mir geleiteten Abteilung Lehrerbildung des Hauptschulamts; sie wurden aber von den Bildungsoffizieren der jeweiligen Besatzungsmacht kontrolliert.

Anfang Januar 1946 sollten alle Kurse eröffnet werden, damit zu Beginn des Schuljahres 1946/47 am 1. September die Neulehrer mit ihrer Arbeit beginnen könnten. Uns Deutschen schien diese Aufgabe unlösbar. Aber die sowjetischen Bildungsoffiziere machten uns Mut. Überall packten sie, Männer und Frauen, mit an; wir spürten unter ihrem Einfluß bald, zu welcher Kraftanstrengung ein gestecktes Ziel die Menschen befähigt. Wie oft erschienen die sowjetischen Freunde bei uns in den beiden Räumen, in denen wir sechzehn Angestellten der Abteilung Lehrerbildung eng aneinandergerückt arbeiteten. Die meisten Kurse konnten Anfang Januar eröffnet werden; die restlichen folgten im Februar.

Am 14. April 1946 nahm ich als Delegierte am Vereinigungsparteitag der KPD und der SPD von Groß-Berlin teil, dem am 21./22. April die Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands folgte. Alle Genossen der KPD und der SPD, die sich aus voller Überzeugung zusammenschlossen und damit die Einheit der Arbeiterklasse in einem Teil Deutschlands begründeten, werden sich stets mit Stolz und Freude daran erinnern, daß sie an diesem historisch bedeutsamen Ereignis aktiv teilgenommen haben.

Unter Führung der neugegründeten SED wurden während der Monate Mai und Juni des Jahres 1946 in den fünf Ländern der sowjetischen Besatzungszone die Beratungen über das Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule mit seiner Inkraftsetzung abgeschlossen. Dadurch wurde der einheitliche Aufbau des Bildungswesens vom Kindergarten bis zur Hochschule ermöglicht.

Berufung nach Weimar

In Berlin – unter der Oberhoheit der vier Besatzungsmächte – wurde das Schulgesetz mit einigen Abänderungen erst im Jahre 1948 von den Stadtverordneten beschlossen. Ich selbst konnte mich am Kampf um das Berliner Schulgesetz nur bis zum Frühjahr 1947 beteiligen. Denn Ende Mai 1947 hatte mich der Thüringer Landtag auf Vorschlag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zum Minister für Volksbildung gewählt. Es war mir nicht leichtgefallen, der Partei meine Zustimmung zu ihrem Vorschlag zu geben. Ich war mir nicht nur der großen Verantwortung, sondern auch der Tatsache bewußt, daß ich mich nicht mehr wie bisher auf Schul- und Erziehungsfragen würde konzentrieren können. In Thüringen fand ich dann tatsächlich ein außerordentlich umfangreiches Arbeitsgebiet vor. Die Ministerien für Volksbildung waren damals nicht nur für die allgemeinbildenden Schulen mit den Kindergärten, Schulhorten und Kinderheimen verantwortlich, sondern auch für die höheren, für die Berufs- und Fachschulen, für die verschiedenen Hochschulen und Universitäten, für die Theater und Museen, die Orchester und Kinos, die Bibliotheken und das Verlagswesen.

Ehe ich vom Thüringer Landtag gewählt wurde, lud mich Landtagspräsident August Frölich zu einer Beratung mit den Fraktionsvorsitzenden ein, zu denen auch Genosse Heinrich Hoffmann gehörte. In einer Pause führte mich Genosse Frölich auf die Terrasse seiner Am Schönblick gelegenen Wohnung und zeigte auf die im Ilmtal liegende Stadt Weimar, deren Häuser vom hellen Mauerwerk des im Wiederaufbau befindlichen Nationaltheaters, das im Krieg von USA-Bombern zerstört worden war, überragt wurde. Seine Worte prägten sich mir tief ein: „Im Namen des Landesvorstandes Thüringen unserer Partei erteilen Genosse Hoffmann und ich dir den Auftrag, für die rechtzeitige Wiedereröffnung des Nationaltheaters im August 1948 sowie für eine würdige Vorbereitung und Durchführung des Goethejahres 1949 zu sorgen."

Nach meiner Wahl verabschiedete ich mich nicht nur von meinen Berliner Dienststellen, sondern auch von den sowjetischen Bildungsoffizieren, die mir besonders verständnisvolle Hilfe erwiesen hatten. Eindringliche Worte gaben sie mir mit auf den Weg in meine neue Arbeit: „Bitte, wundern Sie sich nicht, wenn Ihr Arbeitstag in Zukunft sechzehn Stunden und mehr betragen wird. Außerdem müssen Sie damit rechnen, daß Sie als weiblicher Minister die Aufmerksamkeit auf sich lenken werden, und das wird nicht sehr bequem sein."

Eine lange Arbeitszeit war für mich nichts Neues und wurde mir auch in Thüringen zur Gewohnheit. Aber Illusionen hatte ich doch von Berlin mit nach Weimar genommen. Ich wollte zum Beispiel in jeder Woche einmal mindestens in ein thüringisches Dorf fahren – verwirklichen konnte ich es später nicht in der gewünschten Weise –, um festzustellen, wie es dort dem Lehrer geht. Um seine Schule wollte ich mich kümmern, denn ich hatte selbst als Kind eine kleine Dorfschule mit Mehrstufenklassen besucht und wußte, wie mühsam das alles für den Lehrer war und wie tüchtige Bauernkinder bei der schweren Arbeit, die sie damals oft von klein auf leisten mußten, verkümmerten und keine Aussicht hatten, sich weiterzuentwickeln.

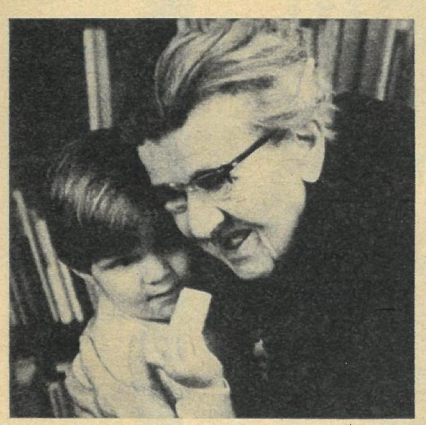
Das wichtigste Erlebnis des Jahres 1948 war für mich die Teilnahme an der ersten deutschen Frauendelegation, die vom Antifaschistischen Komitee der Sowjetfrauen zu einem Aufenthalt von mehreren Wochen in der Sowjetunion eingeladen worden war.

Wir besuchten die Städte Moskau, Leningrad, Stalingrad (heute Wolgograd) und in Georgien Tbilissi, Batumi und Gori mit dem Geburtshaus Stalins. Mit Erstaunen konnten wir feststellen, daß nach der umfangreichen Zerstörung Leningrads bereits viele historische Gebäude wiederhergestellt und lange Straßenzüge mit neuen Wohngebäuden entstanden waren.

In der Nähe von Moskau kamen wir in ein Lager mit deutschen Kriegsgefangenen. Mit ihnen verlebten wir den Sonntag, es war der 12. September 1948.

Bei seiner Rundfahrt durch Weimar wird Thomas Mann von Marie Torhorst begleitet.

Unterwegs zu Goethe



Grüße für die Heimat

Der Kommandant gab den Gefangenen die Erlaubnis, uns die Anschriften ihrer Angehörigen aufzuschreiben. Die meisten Kriegsgefangenen konnten zwar mit ihren Angehörigen korrespondieren, aber sie legten Wert darauf, daß diese auch von uns erfahren konnten, wie es ihnen geht. Die Gefangenen bildeten Gruppen nach den Ländern, in denen sie wohnten. Ich sammelte alle Anschriften für Thüringen ein. Emmy Damerius, die Leiterin unserer Delegation, versicherte, daß die Grüße der Gefangenen auch nach Westdeutschland übermittelt würden. Maria Rentmeister machte ihnen Mut und sagte: „Wir rechnen nach eurer Rückkehr auf eure Hilfe." Ich wandte mich vor allem an die Jugendlichen. Einige von ihnen hatten gefragt, ob ihr durch den Krieg unterbrochenes Studium wiederaufgenommen werden könne. Ich schlug ihnen vor, sich nach ihrer Rückkehr an das Ministerium für Volksbildung in Weimar zu wenden. Wir würden ihnen bei der Wiederaufnahme ihres Studium in jeder Art und Weise behilflich sein.

Einige Monate später erlebte ich die große Freude, daß der Kreisvorstand Eisenach des DFD mir schrieb: „Der Heimkehrer Germott, welcher im Lager Moskau war, trat an uns heran und bat uns, Ihnen Grüße zu übermitteln. Er hatte Sie und Frau Rentmeister bei Ihrem damaligen Besuch in der Sowjetunion kennengelernt. Er brachte nochmals zum Ausdruck, welche große Freude unter den Gefangenen im Lager herrschte, als die Ankunft der damaligen Delegation im Lager gemeldet wurde."

Ein Ereignis besonderer Art war der Besuch von Thomas Mann und seiner Frau Katia in Weimar vom 31. Juli bis 2. August. Da Thomas Mann als Emigrant die amerikanische Staatsangehörigkeit erworben hatte, versuchten deutsche und vor allem amerikanische Politiker mit allen Mitteln, seine Reise nach Weimar zu verhindern.

Ich erhielt den Auftrag, Thomas Mann auf seinen Wegen zu den Goethestätten zu begleiten, die er, wie er sagte, so gern besucht hätte, als er in den Jahren 1938/39 – in der Emigration – seinen Roman „Lotte in Weimar" schrieb. Während unserer Gespräche beeindruckte mich, daß er bei seiner ersten Begegnung mit uns Sozialisten ohne Voreingenommenheit bestrebt war, möglichst viele Erfahrungen zu sammeln und sich gründlich über Einzelheiten unseres Lebens und unserer Arbeit zu informieren. Den Abschluß der Weimarer Veranstaltungen im Goethejahr bildeten vom 25. bis 29. August die Goethefesttage der deutschen Nation. Am 25. August erlebten wir die Festsitzung des Präsidiums des Deutschen Volksrates im Nationaltheater mit der erstmaligen Verleihung von Nationalpreisen, die Wilhelm Pieck vornahm, zusammen mit Professor Stroux, dem Präsidenten der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Am 28. August, dem Tag der 200. Wiederkehr von Goethes Geburtstag, fand die zentrale Feier statt. Bürger der Stadt Weimar versammelten sich mit den ausländischen Gästen und Menschen aller Schichten aus ganz Deutschland im Nationaltheater. Wir sahen den Schriftsteller Bernhard Kellermann, den Vorsitzenden der Christlich-Demokratischen Union, Otto Nuschke, den späteren Minister für Industrie, Fritz Selbmann, den Bergmann Adolf Hennecke, den Arbeitersänger und Schauspieler Ernst Busch, die Schauspielerin Helene Weigel, den Komponisten Hanns Eisler, der seinen früheren Lehrer Hermann Duncker nach jahrzehntelanger Trennung zum ersten Mal wieder begrüßen konnte. Zu den Gästen gehörten unsere sowjetischen Freunde Botschafter Semjonow und Generaloberst Boldin.

Mir persönlich verschaffte meine Tätigkeit in Weimar erstmalig einen tiefen Einblick in die Bedeutung des klassischen Erbes. Ich erinnerte mich in Weimar immer wieder an die zwanziger Jahre und an meine Begeisterung für die zeitgenössischen Dramatiker Bertolt Brecht und Friedrich Wolf, aber auch daran, daß ich eine Beschäftigung mit Goethe oder Schiller abgelehnt hatte, eine Auffassung, die von nicht wenigen Genossen geteilt worden war.

Daß Marx, Engels und Lenin in ausführlichen Darlegungen die Klassiker der Weltliteratur, unter ihnen auch Goethe und Schiller, gewürdigt hatten, war uns damals noch unbekannt.

Wir konzentrierten uns auf das Studium ihrer politischen Lehren. Die Bedeutung der Worte Lenins: „Kommunist kann einer nur dann werden, wenn er sein Gedächtnis um alle Schätze bereichert, die von der Menschheit gehoben worden sind", hatten wir damals noch nicht erkannt.

Zu meinem großen Bedauern mußte ich meine Arbeit Ende September 1949 wegen einer Erkrankung bis zum Januar 1950 unterbrechen. Viele Wochen lag ich mit einer schweren Gelbsucht im Weimarer Krankenhaus.

Den Wahlen am 15. Oktober 1950 folgte in Thüringen eine Umbildung der Regierung. Ich stand kurz vor Vollendung meines 62. Lebensjahres und schied aus meinem komplizierten und schönen Amt, dem ich meine ganze Kraft gewidmet hatte.

1958 hatte ich die Leitung der Auslandsabteilung im Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut übernommen. Dort beschäftigten wir uns mit der Herausgabe von Sammelbänden über das Schulwesen in einigen sozialistischen und kapitalistischen Ländern Europas (1962) und später in Entwicklungsländern Afrikas und Asiens (1966). Dazu leistete ich eigene Beiträge zum Thema „Schulkämpfe in Frankreich seit Beendigung des zweiten Weltkrieges" und über das „Königreich Marokko" und das „Königreich Kambodscha".

Nach Vollendung meines 76. Lebensjahres gab ich Ende 1964 meine hauptamtliche berufliche Tätigkeit auf, blieb aber weiterhin freiberufliche wissenschaftliche Mitarbeiterin der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, die 1970 aus dem Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut hervorging.

Wenn ich in meinem Arbeitszimmer täglich die fröhlichen Stimmen der Kinder aus der nahe gelegenen Kinderkrippe hörte, wenn ich bedenke, was in den wenigen Jahrzehnten unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht für die Kinder, für ihre Bildung und soziale Geborgenheit geleistet worden ist, dann erfüllt mich das auch persönlich mit Freude und Genugtuung, denn das, was meine Schwester Adelheid und ich wollten, das ist heute Wirklichkeit. Und in dieser Wirklichkeit steckt auch ein kleiner Anteil von unserer Arbeit.

– Ende –

Fotos: Dietz Verlag

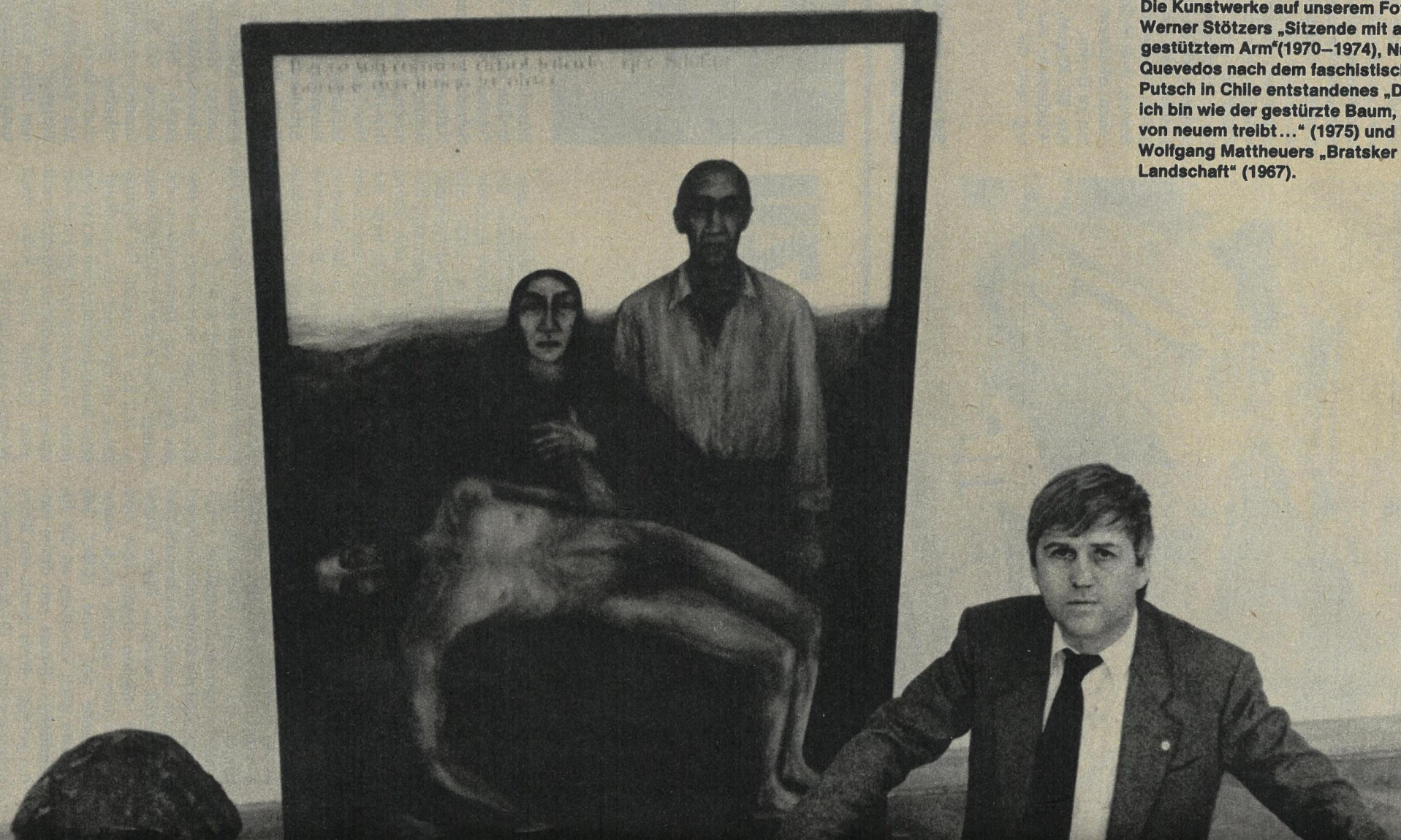
Physik würde es nicht sein. Nichts Naturwissenschaftliches, das war klar. Vieles andere war noch offen, als der gelernte Schriftsetzer Hans Jürgen Papies an der ABF in Karl-Marx-Stadt sein Abitur machte. Ende der fünfziger Jahre, da war er schon Genosse. Als neunzehnjähriger Arbeiter war er es geworden. Daß er dann Kunstgeschichte und Klassische Archäologie studierte und nicht Typographie oder Germanistik oder Journalistik, wonach ihm auch der Sinn gestanden hätte, war einer Neigung zur Kunst geschuldet und ein wenig dem Zufall. Er war Student und FDJ-Gruppensekretär in Leipzig, als man noch die zum Studienbetrieb brauchbar gemachten Korridore im alten Gebäude der Karl-Marx-Universität meinte, wenn man Kunsthistorisches Institut sagte.

Von Zufall war nicht lange mehr die Rede. Aus Beruf wurde Berufung. Dr. Hans Jürgen Papies ist heute stellvertretender Direktor der Nationalgalerie, Leiter ihrer Abteilung 20. Jahrhundert, Stellvertreter des Parteisekretärs in den Staatlichen Museen zu Berlin.

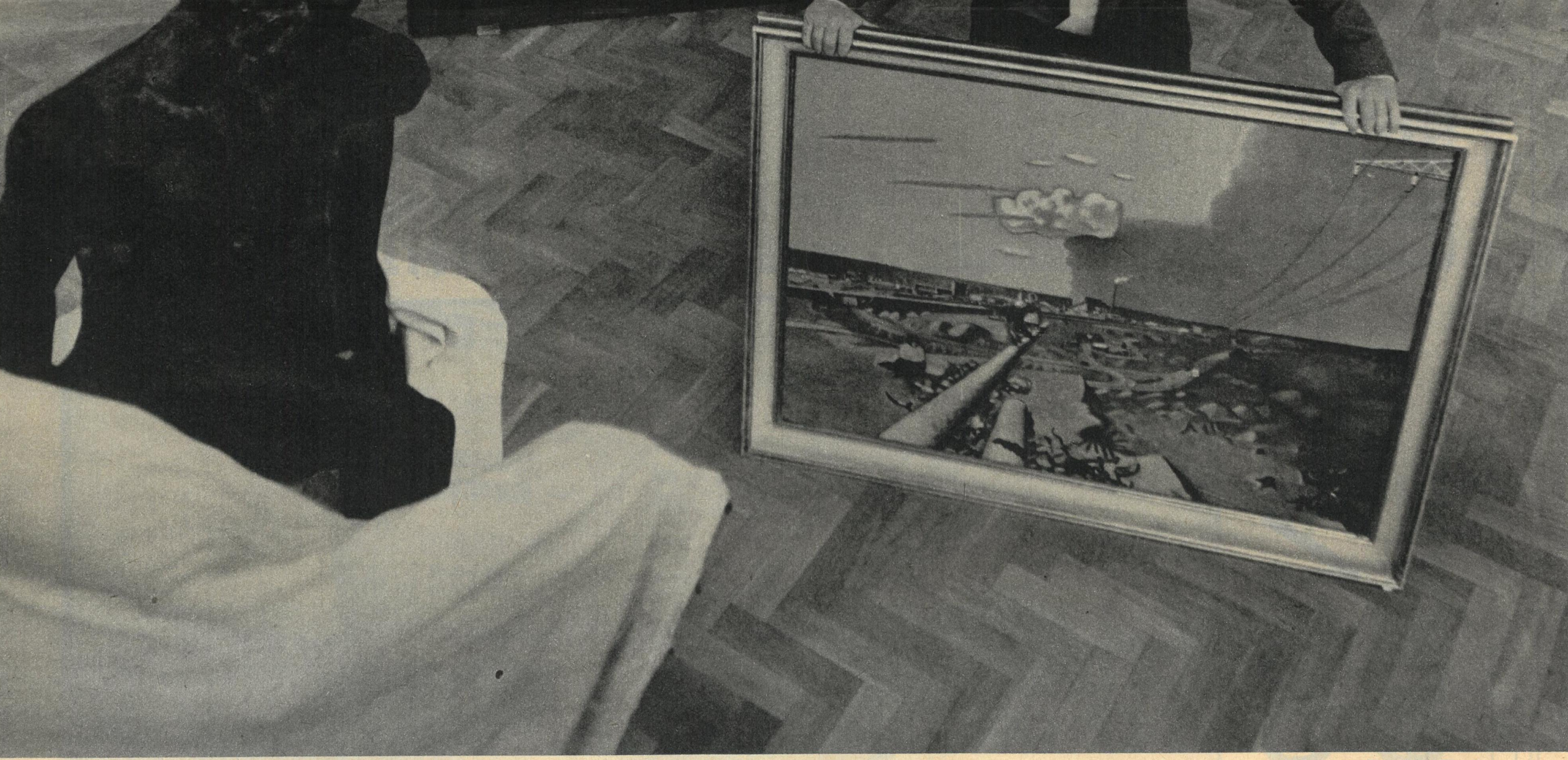
Die Nationalgalerie sammelt und bewahrt Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst. „Bewahrung für die Ewigkeit", sagt Dr. Papies und meint auch die Voraussetzung dafür, daß der Menschheit Zukunft beschieden sein müsse. Doch bildende Kunst will nicht nur für später konserviert, sie will in der Gegenwart gebraucht werden, will zeigen, welches Bild sich Künstler von der Welt machen, und beitragen zu unserem Weltbild.

Genosse Dr. Papies leitet die Arbeitsgruppe zur Neugestaltung der Ständigen Ausstellung Kunst der DDR, über den jüngsten Abschnitt nationaler Kunstentwicklung. Viel Arbeit bis zur Eröffnung in den ersten Tagen des April. Im Obergeschoß des Alten Museums soll sie dokumentieren, wie die bildende Kunst der DDR in vierzig Jahren wurde, was sie heute ist. Eine Auswahl von zweihundert Werken, sie soll mehr sein als eine Summe einzelner Bilder und Plastiken.

Die Geschichte einer Kunst ist auch die Geschichte der Themen, die sie gestaltet. Die Freundschaft zur Sowjetunion ist eines, das in allen Sälen präsent sein wird. Wurzelnd schon in der proletarischen deutschen Kunst, bei Kollwitz, Nagel, Grundig, wurde es fortgesetzt in immer größerer Vielfalt der Sujets, Ausdrucksmöglichkeiten und Handschriften in der Kunst der DDR. Bilder werden da hängen aus den Jahren erster Studienreisen, als Eindrücke vom Neuen, Fremden überwogen, und jüngere Werke, die im Anderen, Eigenartigen die Gemeinsamkeiten aufspüren und mitteilen. Robbels „Rotgardisten 1917", Sittes Leninporträt, Quevedos „Fischer am Baikal" oder Tübkes „Feierabend der Kolchosbauern" haben schon Kunstgeschichte gemacht.



Die Kunstwerke auf unserem Foto: Werner Stötzers „Sitzende mit aufgestütztem Arm"(1970–1974), Nuria Quevedos nach dem faschistischen Putsch in Chile entstandenes „Denn ich bin wie der gestürzte Baum, der von neuem treibt..." (1975) und Wolfgang Mattheuers „Bratsker Landschaft" (1967).



Constanze Treuber (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

XI. PARTEITAG

DER AUFTRAG

Wo immer ein Kommunist arbeitet und lebt – er wird konsequent für die Verwirklichung der Hauptaufgabe eintreten, er wird die schöpferische Initiative, eine hohe Einstellung zur Arbeit und zum gesellschaftlichen Eigentum, alle sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen aktiv und beispielgebend fördern!

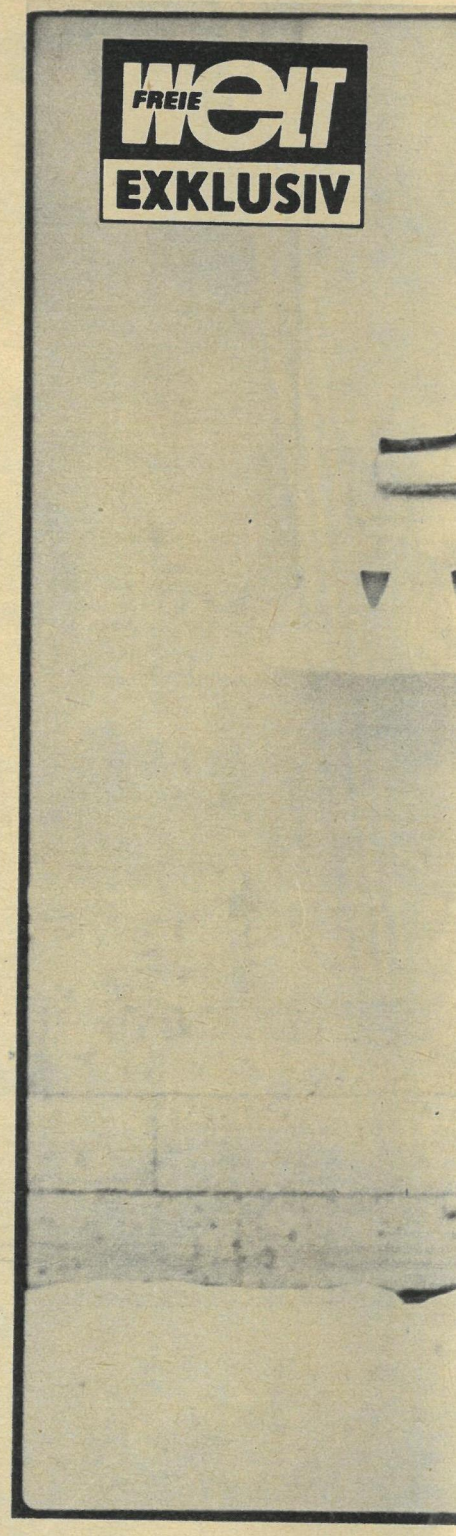
Aus dem Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Jeder sechste Bürger der DDR über 18 Jahre ist Mitglied oder Kandidat der SED. FREIE WELT beschreibt in dieser Serie, wie Genossen ihren Auftrag verstehen.

3. FOLGE

Ein Italiener an der Newa

FREIE WELT EXKLUSIV



Marcello Mastroianni macht die ungewohnte Kälte, so scheint es, nichts aus. Gutgelaunt gibt Italiens prominenter Kinostar bei seinem Besuch Leningrads im Park von Petrodworez eine Extravorstellung für den FREIE-WELT-Fotografen und dem Reporter Gelegenheit, nach dem Grund seiner „russischen Ferien" zu fragen.

Fotografiert von Nikolai Gnesjuk, aufgeschrieben von Oleg Sulkin

D·15
T
K·10
16

Charmant, elegant – so wie man ihn in vielen seiner Filme kennt. Ungewohnt vielleicht nur das Bärtchen... Seit Jahrzehnten gehört er zu den meistbeschäftigten Schauspielern in Charakterrollen wie im komischen Fach, die erfolgreichsten Filme der italienischen Kinematographie sind mit seinem Namen verknüpft. Ein kluger, engagierter Künstler, der nicht nur in seiner Heimat, sondern auch international großes Ansehen genießt. Persönlich blieb er bescheiden, das macht es leicht, gleich in guten Kontakt zu kommen, und wenn dabei sein Temperament den Dolmetscher dann „überholt", entschuldigt er sich freundlich. „So viele Eindrücke..."

Das Neujahrsfest in Moskau. Er habe es im Kreis von Freunden gefeiert, sagt er. Dies sei sein zweiter Besuch, und er wäre nicht nur als Tourist gekommen. „Ich erlebte

Ein Italiener an der Newa

viele neue schöne Begegnungen. Mit dem Schauspieler Oleg Tabakow, mit den von mir hochgeschätzten Filmregisseuren Eldar Rjasanow („Bahnhof für zwei", „Bittere Romanze" d. Red.), Nikita Michalkow („Unvollendetes Stück für ein mechanisches Klavier", „Fünf Abende", „Verwandtschaft", „Tage aus dem Leben Ilja Oblomows" d. Red.), und ich bin glücklich, daß wir übereingekommen sind, gemeinsam zu arbeiten." So ist es auch kein Geheimnis mehr, daß Mastroianni demnächst in Moskau Theater spielen wird, und das auf der berühmten Bühne des „MCHAT". Ja, meint er lächelnd, es ist angenehm zu spüren, wenn man geliebt wird, geliebt wie damals. Das war im Jahr 1969. Da drehte Vittorio De Sica hier „Sonnenblumen". Mastroianni spielte darin den Arbeiter Antonio, Sophia Loren die Schneiderin Giovanna. Sie waren ein italienisches Liebespaar, dessen tragisches Schicksal sich vor dem Hintergrund des zweiten Weltkrieges auf seltsame Weise mit dem einer jungen sowjetischen Frau verband. Ein italienisch-sowjetischer Gemeinschaftsfilm, der den Krieg als Ursache menschlichen Leids deutlich beim Namen nannte und vom Gedanken der Freundschaft zwischen den Völkern geprägt war. Ein Gedanke, dem er sich bis heute und heute besonders verpflichtet fühlt. „Unsere allerbesten Wünsche werden zur Banalität, solange wir befürchten müssen, daß jeden Augenblick die Bombe explodiert, gleich eine Rakete angeflogen kommt. Erst wenn wir aufhören können, an den Krieg zu denken, werden wir einander aufrichtig Glück wünschen dürfen", meint er mit Blick auf den Jahreswechsel, „ich hoffe sehr, daß dieser Tag in unserem Jahrhundert anbricht." Er macht eine Pause, dann: „Es soll sich jetzt auch mein lang gehegter Traum verwirklichen. Der Italiener Mastroianni spielt in einem Tschechow-Film des Russen Nikita Michalkow!" Gern, bekennt er, hätte er bei ihm auch schon den Oblomow gespielt, doch nun sah er Oleg Tabakow in dieser Rolle, „ich ziehe den Hut und bewundere ihn. Und Michalkow hat mit diesem Film ein Meisterwerk geschaffen, möchte ihn, wenn ich von großen Regisseuren spreche, in gleichem Atem nennen wie De Sica, Federico Fellini, Ettore Scola, Lucchino Visconti. Mir gefällt besonders sein Können im Umgang mit Klassikern, nicht jedem gelingt es, ihre Gedanken und Empfindungen in so vollkommenen und ausdrucksstarken Bildern auf der Leinwand umzusetzen."

Was wenige wissen, die Bühnenlaufbahn Mastroiannis begann einmal mit dem russischen Dichter Tschechow. Er war zweiundzwanzig, studierte in Rom Architektur und Volkswirtschaft. Von einer

Mit Kennermiene betrachtet Marcello Mastroianni (Mitte) Kunstschätze im Sommerpalast Peters I.

Als würden sie schon miteinander proben – der sowjetische Schauspieler und Regisseur Nikita Michalkow (rechts) und sein Gast aus Rom.

zierlichen, blonden Kommilitonin – ihr Name, Giulietta Masina, stand später nicht weniger groß als der seine auf Filmplakaten in aller Welt – überredet, machte er bei Studentenaufführungen mit und wurde von Visconti entdeckt, fürs Theater. Zwei Tschechowrollen: den Stabshauptmann Soljony in „Drei Schwestern", den Doktor Astrow in „Onkel Wanja". Als man ihm antrug, den Platonow zu spielen, bot Fellini ihm 1959 eine Hauptrolle in seinem Film „Süßes Leben". Es war der Anfang einer Weltkarriere. „Ich habe wirklich eine glückliche Laufbahn und durfte immer mit Regisseuren arbeiten, bei denen ich mich auch wohl fühlte. Natürlich wählen sie mich, aber unter ihnen wähle ich ehrlich gesagt den, der mir nicht nur in seinem Schaffen, sondern durch seine menschlichen Qualitäten am nächsten steht. Vielleicht erklärt das am besten meinen Wunsch, mit Michalkow zu arbeiten."

In mehr als einhundertdreißig Filmen stand Mastroianni vor der Kamera. De Sicas „Gestern, heute und morgen", „Hochzeit auf italienisch", „Sonnenblumen". Scolas „Ein besonderer Tag" und der gerade abgedrehte Film „Makkaroni". Fellinis „Süßes Leben", „Achteinhalb" sowie „Ginger und Fred", der Eröffnungsbeitrag der diesjährigen

Sein Lächeln für unsere Leserinnen ...

Westberliner Filmfestspiele – sie würde er heute als seine liebsten und ihm wichtigsten Filme bezeichnen. Befragt, wie er die Mission des Schauspielers in der modernen Welt verstehe, antwortet er: „Ein Schauspieler sollte in Filmen wirken, die davon reden, daß es in der Welt hohe und edle Werte gibt. Ich hätte nie in einem Film mitwirken können, der Krieg und Gewalt verherrlicht, niemals in ‚Rambo' mitgespielt, jenem amerikanischen Streifen, wo ein Superman mit einer einzigen Maschinenpistole gleich 50 Mann umlegt. Ich mag diese Muskelpakete nicht, die sogar Panzerabwehrwaffen zur Hand nehmen und alles rechts und links vernichten. – Es ist schwer, die Welt zu verändern. Und der Film ist heute nicht das, was er vor fünfzehn bis zwanzig Jahren war, weil nicht selten hinter rein kinematographischen Dingen der Handel steht. Das gestattet es den Künstlern häufig nicht, ihre Ideen zu verwirklichen. Wir aber brauchen ernsthafte Filme. Nicht unbedingt politische. Im lyrischen Sujet kann man über die Schönheit des Lebens soviel erzählen und Millionen Menschen bewegen. Offen und ehrlich zueinander sein, das ist das Wichtigste – und darum bin ich eben hier, ein Italiener in Rußland!"

Die Eisbärin

Jewgeni Maryssajew, aus dessen Erzählung „Die Eisbärin" wir hier einen Auszug drucken, wurde 1939 in Moskau geboren. Der Zwanzigjährige veröffentlichte erste Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften. 1968 nahm er ein Studium am Gorki-Literaturinstitut auf. Es erschienen u.a.: „In einer alten Stadt" (1971), „Bruder des Windes und der Sonne" (1974), „Nacht und Tag" (1982). Jewgeni Maryssajew starb 1983 in seiner Heimatstadt. „Die Eisbärin" ist in einer Anthologie enthalten, die unter dem Titel „Die Treibjagd" demnächst im Verlag NEUES LEBEN herauskommt.

Eine Eisbärin trottete gemächlichen Schritts durch die Schollen, denn sie war satt. Ihr ebenmäßiger Kopf, der stromlinienförmig in den mächtigen Hals überging, schaukelte hinüber und herüber. In diesem Tempo konnte sie Dutzende Kilometer wandern, ohne eine Pause zu machen. Neben ihr trippelte ihr Junges. Hin und wieder kletterte es mit fröhlichem Gebrüll auf einen Eisblock, um bäuchlings hinunterzuschlittern, seine ausgebreiteten Vorderbeine steuerten dabei durch die Schneeschicht. War die Abfahrt zu lang und zu steil, lief die Mutter zum Fuß des Eisblocks und fing ihren Sprößling mit ihren Tatzen auf, damit er sich nicht verletzte oder gar den Bauch aufriß an den zahllosen scharfen Eiskanten. Wenn er aber gar zu riskante Kunststücke machte, bestrafte sie das Dummchen: Entweder gab sie ihm eins so kräftig auf die Nase, daß es sich kreischend überkugelte, oder wenn ein Spalt da war, stupste sie seinen Kopf ins Wasser. Für kurze Zeit spielte es dann den Beleidigten, zottelte hinter der Mutter her oder zuschelte auf seinen großen Hinterbeinen. Aber sobald ihm der nächste Eisblock zupaß kam, waren die Prügel augenblicklich vergessen, und mit Jubelgeschrei stürzte es auf sein Ziel los, daß sein rundes Hinterteil nur so hopste. Dann blieb die Mutter stehen und folgte ihrem Liebling mit ihrem Blick. Was mochte ihr wohl durch den Kopf gehen? Was trübte ihr Mutterglück? Dachte sie noch an jenen entsetzlichen Frühlingssturm, in dem ihr zweites Junges vom Eisgeschiebe zerquetscht worden war? Wieviel lustiger wäre es heute für den Kleinen mit seiner Schwester!

Die beiden Tiere waren satt und ausgeruht. Am Abend zuvor hatten sie eine fette Robbe verspeist, sogar mit Haut und Haar. Die Mägen der Eisbären gleichen Kornmühlen, die alles kleinbekommen. Danach hatten sie bis in den Tag hinein geschlafen. Damit der Kleine nicht fror, hatte ihn die Mutter mit ihren Schenkeln umfangen. Hin und wieder suchte er noch im Halbschlaf ihre warmen Zitzen und trank schmatzend die sahnedicke, nach Fisch riechende Milch.

Aber die Bärin wußte nur zu gut, daß Sättigung nicht lange anhält und daß es weise ist, nicht bis zu Hungerkrämpfen zu warten, bevor man mit der Jagd beginnt. Am besten besorgte man sich Nahrung für ein bis zwei Tage im voraus. Soviel Umsicht hatte ihr das Leben in der Arktis beigebracht. Sie hatte am eigenen Leibe erlebt, was es bedeutet, zehn Tage hintereinander mit leerem Magen durchs Eis zu irren. Deshalb stellte sie sich in gewissen Abständen mit einem Ruck auf die Hinterbeine und schwenkte lange ihren Kopf, wobei sie mit weitgeöffneten Nüstern schnupperte. Die Witterung des Eisbären ist hervorragend; besonders durchdringende Gerüche nimmt er auf zehn bis zwölf Kilometer wahr. Manchmal kroch die Bärin auf einen Eisblock und musterte die Umgebung. Denn die Natur hatte sie auch mit guten Augen ausgestattet, mit deren Hilfe sie eine Robbe, die sich dunkel vom Schnee abhob, noch auf eine Meile erkennen konnte. Und selbst die Polarnacht nahm ihr nicht die Sicht. Wie die Eule kann der Eisbär auch im Dunkeln sehen.

Der Jungbär ahmte in allem seine Mutter nach. Auch er erhob sich auf die Hinterbeine und schnupperte gierig die Luft, wenn er es auch nicht lange aushielt und wenn ihn auch die eingesogenen Eisnadeln in den Rachen pikten, daß er husten und niesen mußte. Auch war es ihm langweilig, auf einem Eisgipfel herumzustehen und die Augen aufzureißen. In der Zeit, in der seine Mutter nach Beute spähte, war er fünfmal den Berg hinuntergerutscht und wieder hinaufgeklettert. So was machte viel mehr Spaß!

Als die Bärin wieder einmal Umschau hielt, schlug ihr eine Wolke von äußerst bekanntem Geruch in die Nüstern. Mit hochgereckter Schnauze, die schwarze, blanke Nase pausenlos hin und her bewegend, ging sie der Spur nach. Der Geruch wurde immer stärker und eindeutiger. Vor einem eingeschneiten Eisblock blieb sie stehen und machte sich daran, die riesige Anwehung aufzuscharren. Der Kleine half ihr begierig. Dieses Spiel war nach seinem Geschmack.

Tief unten in der Schneewehe lag zusammengerollt ein kleiner Eisbär. Er bewegte sich nicht, öffnete kein Auge, schien erfroren. Mit ihren Zähnen zog ihn die Bärenmutter heraus. Vorsichtig näherte sich ihr Junges dem Altersgenossen, berührte ihn mit der Tatze, sah die Mutter erwartungsvoll an. Die aber beschnupperte in aller Ruhe ihren überraschenden Fund.

Wenn das Bärenjunge tot gewesen wäre, hätten ihn seine Verwandten gefressen. Die Bärin hätte auch, ohne zu zögern, ein ausgewachsenes, von Hunger geschwächtes Exemplar ihrer Gattung erledigt und vertilgt. Aber ein lebendes Bärenkind konnte sie nicht erschlagen, lieber wäre sie selbst vor Hunger krepiert. Der mächtige Mutterinstinkt veranlaßte sie, etwas ganz anderes zu tun.

Sie legte sich auf den Schnee, packte das Bärenjunge, schob es sich zwischen die Schenkel und bedeckte es mit ihren dicken Fettpolstern. Das andere Junge wollte sich dazulegen, aber die Mutter schleuderte es mit der Tatze beiseite. Dann lag sie lange, geduldig, bis sich das todgeweihte Bärenjunge zu regen begann. Da öffnete die Bärin ihre Schenkel ein wenig. Aber der Kleine schlüpfte nicht hinaus. Er drehte sich nur um in dem weichen Schraubstock, daß sein mit Eiszapfen bedecktes Hinterteil aufblitzte, und suchte mit den Lefzen das duftende warme Gesäuge. Die Mutter ließ ihren Kopf auf den Schnee sinken. Ihre hellbraunen Augen verschleierten sich, und sie begann zu brummen und zu ächzen und zu stöhnen vor Lust.

Die Eisbärin nahm das wiederbelebte Junge in ihre Familie auf. Wenn es ermüdete, trug sie es auf ihrem Rücken wie ihr eigenes Kind. Dieses, ein Männchen, war über den Zuwachs sehr erfreut, hatte es doch nun einen Gefährten zum Spielen und Balgen. Sogar Zärtlichkeit und Fürsorge schlichen sich in sein Verhalten ein, denn der Findling war ein Weibchen. Und bereits in ihrem zarten Alter unterschieden sich die beiden Geschlechter deutlich voneinander, sowohl im Aussehen wie im Gebaren. Das Männchen war bedeutend größer und hatte einen schwerfälligen Gang. Es ließ schon ein künftiges Prachtexemplar ahnen, einen echten König der Arktis. Allerdings war es etwas schwer von Begriff, und bevor es einen Entschluß faßte,

Illustration: Reiner Schwalme

setzte es sich hin und kratzte sich bedächtig mit der Vorderpfote hinterm Ohr. Für seine lange Leitung mußte es oft Klapse und Kopfnüsse von seiner Mutter einstecken. Das Weibchen war um so beweglicher. Es hatte ein rundes Hinterteil, und sein Gang war leicht. Es koste gern seine Pflegemutter, indem es sein Schnäuzchen gegen deren riesige Beine drückte, und wenn es bestraft wurde, zischte es nicht und fletschte auch nicht die Zähne wie das Männchen, sondern kringelte sich im Schnee zusammen.

Die Bärenmutter schien den Unterschied zwischen den Kindern nicht zu bemerken, oder vielleicht wollte sie ihn nicht bemerken. Selbst die Anschmiegsamkeit des kleinen Weibchens rührte sie nicht. Denn die Natur hatte sie vor eine ebenso klare wie harte Aufgabe gestellt: die beiden Dummchen auf die arktische Existenz vorzubereiten. Der Zeitpunkt, bis zu dem die beiden selbständig sein müßten, würde nicht mehr lange auf sich warten lassen, und Seine Majestät, der Hunger, kannte kein Erbarmen mit Männchen oder Weibchen. Darin glich der Hunger dem Tod: Vor beiden waren alle gleich.

Ein rundes Jahr ernährte und erzog die Bärin ihre Jungen. Mit bewundernswerter Ausdauer und Hartnäckigkeit brachte sie ihnen bei, ihre Hauptnahrung, die Ringelrobben, zu fangen. Für jede Unaufmerksamkeit bei der Jagd, für Faulheit und Begriffsstutzigkeit bestrafte sie die Kleinen mitleidslos hart, zu deren Nutz und Frommen. In dieser Zeit wuchsen die Knirpse heran und futterten sich eine solche Speckschicht an, daß ein Mensch sie für erwachsene Tiere gehalten hätte, obwohl sie trotz ihrer Robbennahrung immer noch Muttermilch sogen.

Die Eisfelder drifteten um den Nordpol, und mit ihnen trieben die Tiere, ohne die Grenzen der fünf Staaten zu beachten, die sich in die Arktis teilen. Denn die Eisbären sind von der Natur zu ewigem Wanderleben auf dem Treibeis bestimmt, im Winter wie im Sommer, im Frühling wie im Herbst. In die Winterlager auf den Inseln und der Festlandküste begeben sich nur die trächtigen Weibchen.

Der unausbleibliche Tag, an dem sich die drei Tiere mit einem plötzlichen Gefühl der Fremdheit, ja der Feindschaft voneinander würden trennen müssen, kam immer näher. Dann würden sie – jedes in eine andere Richtung – auseinandergehen, um sich nie mehr zu begegnen. Die Jungbären würden ein eigenständiges Leben voller Sorgen und Entbehrungen, aber auch Freuden beginnen und in ein bis zwei Jahren selbst Vater oder Mutter werden. Ihre Mutter aber würde – ihrem Instinkt gehorchend – die groß gewordenen und abgerichteten Kinder verlassen, um neue in die Welt zu setzen, denn sie war noch jung und vermochte nicht ohne Muttersorgen zu leben.

Allein das Schicksal entschied es anders. In der Arktis ist es unmöglich, vorherzusagen, was am nächsten oder übernächsten Tag, ja nicht einmal, was in der nächsten Minute geschehen wird. Auf die Bärin lauerte schon der Tod. Denn selbst die stärksten Tiere auf Erden haben ihre Feinde.

Es passierte gut tausend Meilen vor Kanadas arktischer Küste.

Von einem Eisblock aus hatte die Bärin eine Robbe entdeckt. Diese lag faul auf einer driftenden Scholle, wärmte sich in der Sonne und wähnte sich in völliger Sicherheit, denn ringsum war ihr Territorium von Wasser umgeben. Vorsichtshalber lag sie doch direkt am Rand, um bei Gefahr sofort wegzutauchen. Obwohl sie döste, vergaß sie nicht, jede Minute ihre großen schwarzen Augen zu öffnen und mit der bärtigen Schnauze zu schnüffeln, wobei sie sich auf die Vorderflossen erhob. Lange lugte die Bärin hinter ihrem windabgewandten Eisblock hervor, beobachtete die Robbe und überlegte, wie sie sie am geschicktesten überlisten könnte. Auch die jungen Bären witterten den Seehund. Aber aus bitterer Erfahrung wußten sie, daß sie sich nicht vor dem Eisblock zeigen durften.

Die Mutter drehte sich um und zwang ihre Jungen mit einem schweren Schlag ihrer Tatzen, sich hinzulegen. Dann begann sie vorwärts zu kriechen, wobei sie ihre schwarze Nase mit der rechten Vordertatze bedeckte. Indem sie sich mit ihren Hinterbeinen abstieß, robbte sie bis zum Wasser, schlüpfte lautlos hinein und ließ nur noch Augen und Schnauze hinausragen. Sie hatte nur gute hundert Meter bis zur Scholle der Robbe zu schwimmen, aber die ganze Kunst bestand darin, diese Strecke unbemerkt zu überwinden.

Nicht umsonst bewundern die Eskimos den Verstand und die List des Nanuks, wie sie den Eisbären nennen. Geschickt versuchte die Bärin ihre schier unlösbare Aufgabe zu lösen. Sie sah hier und dort Eisbatzen treiben, die ein wüster Sturm vor kurzem abgesplittert hatte, und versteckte sich hinter einem, der pyramidenförmig aus dem Wasser ragte. Den schob sie mit ihren Vordertatzen vor sich her, so ein Eisstück würde die Robbe gewiß nicht beunruhigen.

Die neugierigen Jungen wagten sich schließlich doch hinter ihrem Eisblock vor, um die Jagd zu beobachten. Da sie für eine derartige Sensationslust nicht nur einmal Prügel bezogen hatten, weil sie die Robben oft im entscheidenden Moment verscheucht hatten, ließen sie die größte Vorsicht walten und bedeckten ihr pechschwarzen Nasen.

Die kleine Eispyramide bewegte sich langsam, aber stetig auf ihr Ziel zu. Nicht ein einziges Mal gestattete es sich die Eisbärin, hinter ihrem Schild hervorzulugen. So selten wie möglich hob sie ihren Kopf aus dem Wasser, um gierig Luft zu schnappen und die verbliebene Entfernung nach dem Geruch zu bestimmen.

Die letzten zwanzig Meter durchtauchte die Eisbärin ohne ihren Blickschutz. Sie konnte es etwa zwei Minuten unter Wasser aushalten, für mehr reichte ihr Atemvorrat nicht. Plötzlich erschien ihr Kopf am Rand der Eisscholle, Auge in Auge mit der Robbe, und versprühte ganze Fächer glitzernder Wasserstrahlen. Zur Abschreckung brüllte die Bärin kurz auf. Die zu Tode erschrockene Robbe stürzte zur entfernteren Kante der Eisscholle. Genau das hatte die Bärin bezweckt. So beweglich die Robbe dank ihrer Flossen im Wasser ist, unerreichbar wie ein Delphin, so unbeholfen bewegt sie sich auf dem Eis. Zwar war die Scholle nicht groß, aber die Robbe schaffte es dennoch nicht mehr, sie zu überqueren. Gewandt sprang die Bärin aufs Eis, hatte mit zwei Sprüngen die Robbe eingeholt und ihr mit einem einzigen Schlag der linken Tatze das Genick gebrochen.

Obwohl die Jagd glücklich beendet war, blieben die Jungbären in ihrem Versteck, aus dem sie verstohlen hervorlugten, und hielten ihre Nasen weiterhin bedeckt. Denn noch war der strenge mütterliche Befehl, sich keinesfalls zu zeigen, nicht aufgehoben.

Die Bärin hatte sich sofort über die Robbe hergemacht. Sie sättigte sich nicht deshalb als erste, weil sie eine fühllose Egoistin gewesen wäre, sondern weil sie für die Jungen ihre Gesäuge mit Milch füllen mußte und weil sie, vom Hunger geschwächt, keine Aussicht auf weiteren Jagderfolg gehabt hätte. Allerdings begnügte sie sich mit den am wenigsten schmackhaften Teilen, mit Kopf, Haut und Flossen, und ließ das Fett und das an ihm haftende zarte Fleisch für die Jungen übrig.

Schon hatte sie den benagten Rumpf der Robbe mit den Zähnen gepackt, um ins Wasser zu springen und zurückzuschwimmen, als etwas Unbegreifliches geschah. Entsetzt sprang das Tier von der Kante zurück und strebte zur Mitte der Scholle. Dort lief es brüllend auf und ab. Denn die Eisscholle hatte zu schwanken begonnen, als sei sie zum Leben erwacht. Mit einem Ruck ihres Halses schleuderte die Bärin den Robbenrumpf ins Wasser. Wo er eintauchte, buckelte sofort die bleifarbene Oberfläche auf, und ein riesiger zahnreicher Rachen verschlang den Klumpen Fleisch mit einemmal. Nur für diesen Augenblick hatte sich die Eisscholle beruhigt, um gleich darauf von neuem ruckartig hin und her zu schaukeln.

Mit der Strömung war ein Schwarm der größten Meeresräuber herangetrieben: zehn Meter lange raublüsterne Schwertwale. Der Blutgeruch hatte sie zur Eisscholle gezogen, denn die Bärin hatte ihre Beute direkt an der Kante zerrissen, und das Blut war in ganzen Rinnsalen in die See geflossen.

Die Eisbärin hatten die Killerwale schon gewittert, noch bevor sie sie beim Auftauchen erblickten. Das weggeworfene Robbenfleisch konnte das Leben der Gefangenen gerade um eine Minute verlängern – sie war in eine unentrinnbare Falle geraten.

Einer nach dem anderen tauchten die Schwertwale unter der Scholle hinweg und donnerten dabei mit ihren Rücken gegen die harte Masse, daß die Eisscholle gefährlich kippelte. Auf diese Weise versuchten sie, die Bärin ins Wasser zu schleudern. Wenn diese beim Ausbalancieren dicht an die Kante laufen mußte, hob sich eine riesige zweigeteilte Schwanzflosse auf dem Wasser und fuhr pfeifend neben dem Opfer nieder, um es so ins Wasser zu stoßen, aber die Bärin wich den schrecklichen Schlägen jedesmal rechtzeitig aus.

Die Jungen hatten nun doch ihr Versteck verlassen und liefen auf der kleinen Freifläche zwischen den Eisblöcken hin und her. Doch soviel sie auch in ihrer Verzweiflung brüllten, der todgeweihten Mutter konnten sie nicht helfen.

Nach einem besonders kräftigen Stoß bäumte sich die Scholle auf wie ein störrisches Pferd. Die Bärin rutschte zur Kante. Von dort versuchte sie zurückzukriechen, wobei sie ihre sechs Zentimeter langen Krallen ins Eis schlug. Doch vergebens. Denn ein unglaublich harter Schlag mit der Schwanzflosse fuhr auf sie nieder, und bewußtlos flog die Bärin im Bogen in die See. Da Eisbären nicht untergehen, zerrissen die Wale ihr Opfer auf dem Wasser. Sie zerrten es hin und her, und bei jedem Ruck wurde der Kadaver deutlich kleiner. Bald war er restlos verschwunden, und selbst die rote Lache hatte sich im bleigrauen glatten Wasser rasch zerteilt.

Am Tag darauf gingen die Jungbären auseinander. Der eine pirschte sich an eine Elfenbeinmöwe heran, die sich auf dem Gipfel eines Eisblocks ausruhte, der andere verfolgte einen Polarfuchs, und nach der Jagd verspürte keiner von beiden mehr den Wunsch, den anderen zu suchen. Der Tod der Mutter hatte den Familienzerfall beschleunigt. Vor den Jungtieren lag nun ein Leben voller Gefahren und Entbehrungen in der arktischen Eiswüste, auf das sie jedoch vorbereitet waren.

Aus dem Russischen
von Lia Piskawetz

Ein Zahn, ein hohler, macht mitunter sogar die faulsten

Die echte Kraft reift im Kampf. H. Mann

Viktoria! Viktoria! Der kleine weiße Zahn ist da! M. Claudius

Nur nicht aufregen!

Margarita Krawtschuk

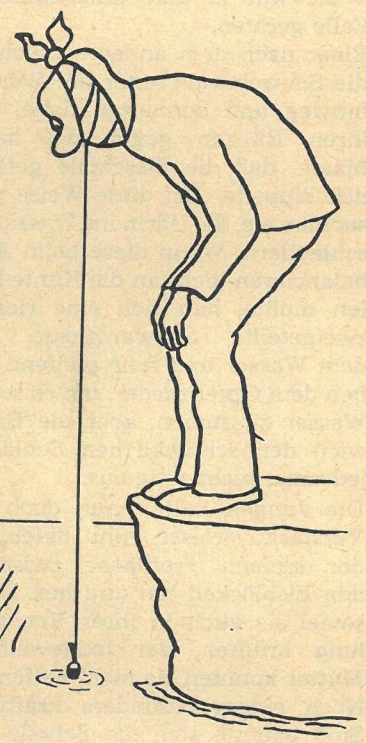
„Warum liegst du im Bett? Bist du krank? Siehst doch ganz gesund aus… Ach, der Backenzahn ist's wieder… Du, ich habe schrecklichen Hunger. Nein, bleib liegen, bleib liegen, ich mach mir schon selber was!

Haben wir Spaghetti? In welcher Dose? Hier stehen fünf davon! Du sollst doch liegenbleiben, ich finde schon die richtige. Also hier ist Mehl drin, hier Zucker… Ist es nicht egal, was ich verschüttet habe? Naja, irgendwelche Erbsen oder Graupen. Warum bist du aufgestanden? Ich räume das schon selber weg. Leg dich hin und reg dich nicht auf! Wo ist der Büchsenöffner? Nein, im Tischkasten ist er nicht, im Schrank liegt er auch nicht. Auch nicht im Regal.

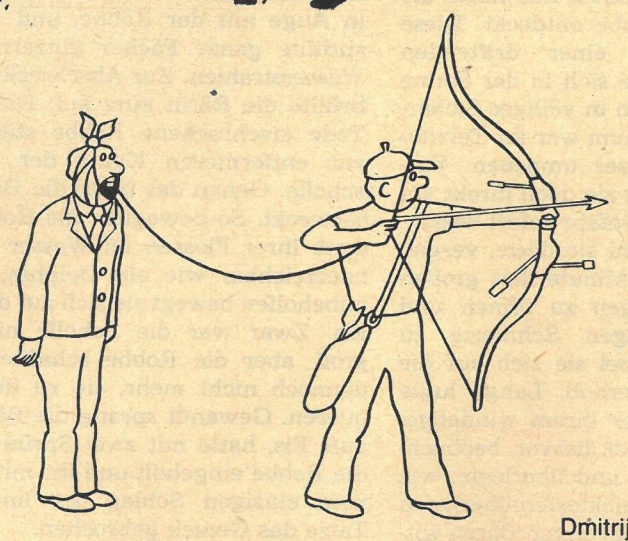
Du bist ja schon wieder aufgestanden! Ich denke, du

Oft gibt erst die Zahnlücke einem Gebiß den richtigen Pfiff.

H. D. Schü



Dmitrijew, Moskau

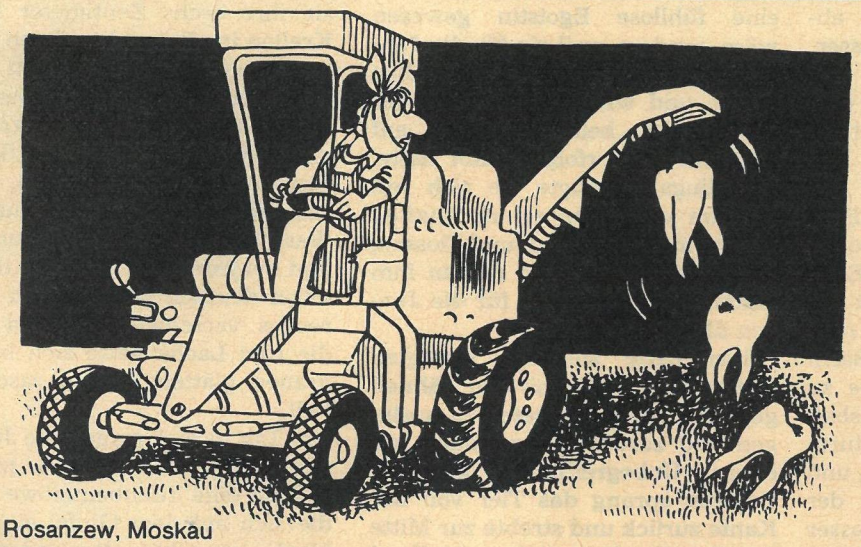


Dmitrijew

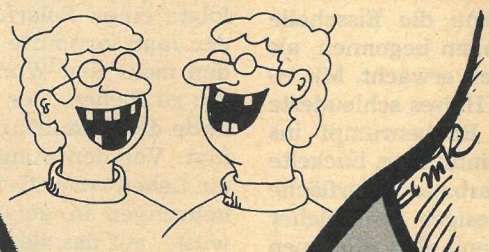
Das Zahnweh plagte Thrax, den Zecher.
Die Schmerzen waren rasend scharf.
Ein Glück, sprach er, und griff zum Becher,
daß man den Wein nicht kauen darf.

Gottlieb Conrad Pfeffel

Wiegand



Rosanzew, Moskau



Steger

Eckzahn

Der Schmerz des Bohrens bringt die freudige Nachricht, daß der Zahn lebt.
M. Hinrich

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

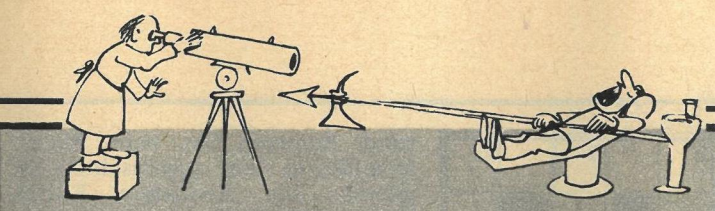
A. Kurljanski

Die Sache mit dem Knie

„Nehmen Sie bitte Platz", sagte der Zahnarzt. „Na, wo tut es denn weh?" „Im Knie, Herr Doktor!" „In welchem Knie?" „Hier, im linken." „Da sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Sie müssen zum Chirurgen." „Da war ich schon, aber der Warteraum ist überfüllt." „Dann müssen Sie eben warten."

„Ich kann nicht warten, das Knie schmerzt zu sehr." „Was soll ich denn mit Ihrem Knie tun?" „Ich denke, Sie sind Arzt?" „Ich bin Zahnarzt, nicht Chirurg. Das Knie steht doch mit den Zähnen in keinerlei Zusammenhang. Oder haben Sie Zahnschmerzen?" „Bis jetzt noch nicht, aber wenn ich weiter vor Schmerzen mit den Zähnen knirsche, könnte ich ja noch welche bekommen." „Richtig. Zuerst muß Ihr Knie behandelt werden. Sie sollten also schnellstens einen Chirurgen aufsuchen." „Ich sagte doch schon, daß ich dort warten muß, und hier nicht." „Mann! Ich kann Sie beim besten Willen nicht behandeln!" „Aber wenn in einem Geschäft die Kunden bei einem Verkäufer anstehen, kommt ein zweiter zur Aushilfe." „Sie sind aber hier in einer Poliklinik!" „Das weiß ich. Deshalb bin ich mit meinem Knie auch in kein Geschäft gegangen." „Und warum kommen Sie ausgerechnet zu mir?" „Weil Sie ein Arzt und kein Verkäufer

Man muß seine Schmerzen vergessen können oder sich ein Grab schaufeln. H. de Balzac



hast Zahnschmerzen! Wo hast du ihn gefunden? Aber dort habe ich schon zweimal gesucht. Nun geh aber, ich kann das wirklich allein… Haben wir Jod im Hause? Schnell, verbinde mir den Finger! Vorsichtig! Ohhh, tut das weh! Mein Gott, wird mir übel. Schnell, einen Stuhl, mir wird schwarz vor Augen. Ich muß mich legen. Bitte, bring mir eine Schmerztablette. Und schließ die Küchentür – ich brauche Ruhe… Ach, bin ich kaputt…"

Aus dem Russischen von G. Ettrich

2 Wochenspruch

Ist einer zu faul, laß ihn ziehen.

Wem das Herz hüpft, dem ist kein Weg zu weit.

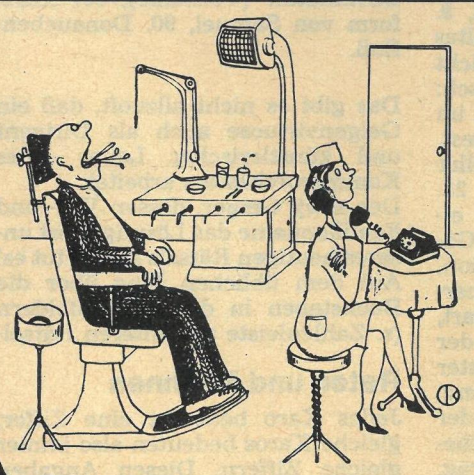
sorbisch

Ceplecha, Prag

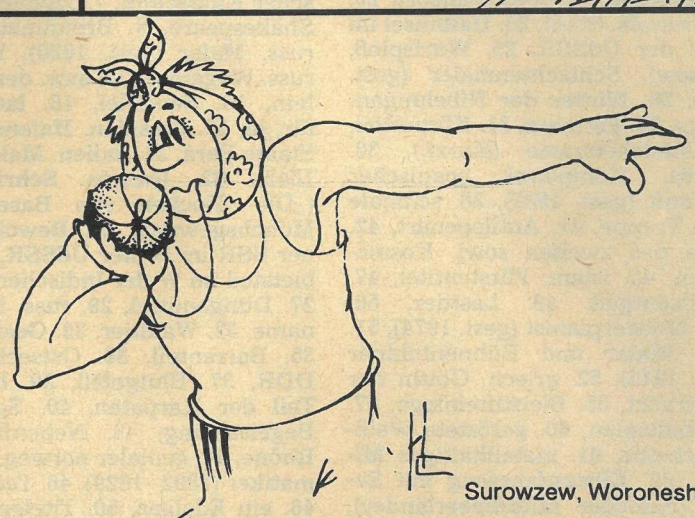
Steger

Er wurde Zahnarzt – meine Güte –
doch blieb sein Wartezimmer leer.
In „Mathe" war er eine Niete;
das Wurzelziehen fiel ihm schwer.

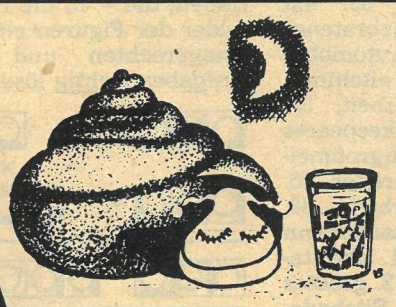
Günter Gregor



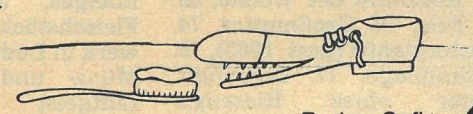
Soldatow, Moskau



Surowzew, Woronesh



Knirsch-im-Glas-Schneck von Bondartschuk



Radev, Sofia

sind." „Sie meinen, ein Arzt muß alles können?" „Warum alles? Ich bitte Sie doch nicht, meinen Fernseher zu reparieren." „Verstehen Sie doch, Ihr Knie ist für mich fast das gleiche wie ein Fernseher." „Für mich aber nicht, Herr Doktor. Mein Fernseher ist nämlich in Ordnung, nur mein Knie macht mir Sorgen." „Also, ich behandle Ihr Knie nicht. Gehen Sie morgen noch einmal zum Chirurgen." „Und wenn mein Knie bis morgen von selbst heilt?" „Um so besser." „Was heißt um so besser? Wenn alle Schmerzen von selbst vergehen, wozu brauchen wir dann noch Ärzte?" „Zur Behandlung von Krankheiten. Zahnärzte behandeln die Zähne, Ohrenärzte die Ohren, Chirurgen die Knie. – Aber warum starren Sie dauernd auf Ihr Hosenbein?" „Damit Sie auch hinsehen!" „Warum? Ja, wenn Sie dort Zähne hätten, würde ich das tun." „Und was ist das hier, Herr Doktor?" „Was soll das schon sein?" „Ein blauer Fleck!" „Das ist Tinte!" „Sind Sie sicher, Herr Doktor?" „Na klar, das ist Tinte. Hier reiben Sie mal tüchtig!" „Sehen Sie, der ist weg, der Fleck! Und der Schmerz! Durch diese Reiberei ist der Schmerz im Knie weg! Und Sie sagten, daß Sie kein Knie behandeln können."

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka. Gekürzt.

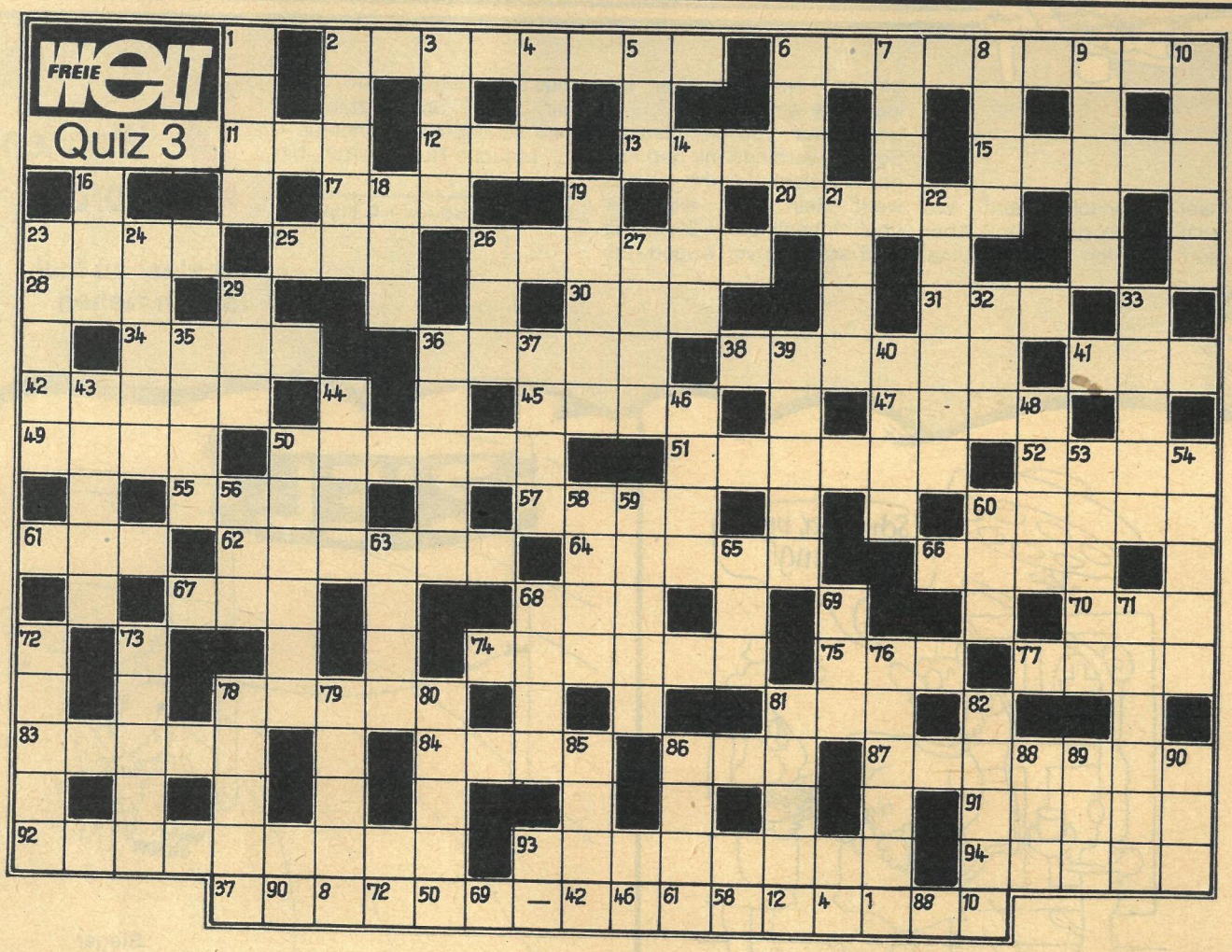
Zugzwang

Wer sich selbst überwindet, siegt zweimal.

Die Schwachen halten ein, die Starken aus.

F. Hannemann

Wer will haben, der muß graben! Abraham a Santa Clara



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. erster sowj. Stadtkommandant Berlins 1945, 6. russ. Komponist (1836–1910), Schüler Glinkas, 11. Gartenbauausstellung in Erfurt, 12. Männername, 13. einer der Vornamen Kischs, 15. Gewürzknospe, 17. belg. Badeort, 20. nordfranzös. Stadt, 23. Halbinsel im NNW der UdSSR, 25. Wurfspieß, 26. sowj. Schlachtenmaler (gest. 1934), 28. Mutter der Nibelungenkönige, 30. Ferment, 31. Körperteil, 34. Mädchenname (Kurzf.), 36. französ. Komponist spanischer Herkunft (gest. 1937), 38. schmale steile Treppe, 41. Antilopenart, 42. Name des zweiten sowj. Kosmonauten, 45. islam. Fürstentitel, 47. Arbeitsentgelt, 49. Lasttier, 50. sowj. Meisterpianist (gest. 1974), 51. sowj. Maler und Bühnenbildner (gest. 1970), 52. griech. Göttin der Zwietracht, 55. Bleistifteinlage, 57. Haushaltsplan, 60. geröstete Weißbrotscheibe, 61. metallhaltiges Mineral, 62. Küstenfahrzeug mit Segeln (mancher Mittelmeerländer), 64. Kampfplatz, 66. Teil eines Zimmers, 67. Abschnitt der Woche, 68. Schiefer, Fels, 70. Großmutter, 74. sowj. Meisterpianist (gest. 1985), 75. weibl. Stimmlage, 77. sagenhaft. Stammvater eines Riesengeschlechts, 78. rumän. Industriestadt im Banater Gebirge, 81. französisch: Straße, 83. Asiat, 84. Farbton, 86. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 87. sowj. Presseagentur, 91. ein Doppelsalz, 92. sowj. Industriestadt im Wolgadelta, 93. russ. Mönch und Abenteurer (1916 ermordet), 94. Fluß im Westen der UdSSR.

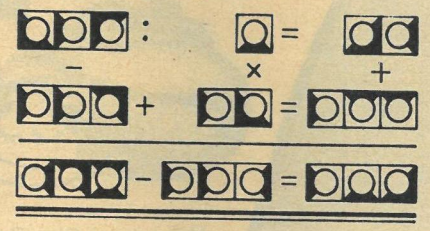
Senkrecht: 1. sowj. Schwarzmeerhalbinsel, 2. Hohlorgan, 3. indischer Fürstentitel, 4. Vorfahr, 5. europ. Inselbewohner, 6. synthetischer Kautschuk, 7. Titelgestalt bei Shakespeare, 8. Brennmaterial, 9. russ. Maler (gest. 1930), 10. altes russ. Wegemaß, 14. svw. derb, nicht fein, 16. Senkblei, 18. lateinisch: für, je, 19. brasilian. Hafenstadt im Staate Pará, 21. italien. Maler (gest. 1642), 22. französ. Schriftsteller („Die Glocken von Basel"), 23. Mönchsgewand, 24. Bewohner einer SSR im W der UdSSR, 26. Gebietsteil im W der Indischen Union, 27. Düngemittel, 29. russ. Männername, 32. Waldtier, 33. Gesteinsart, 35. Barrenteil, 36. Ostseebad der DDR, 37. Blutgefäß, 39. höchster Teil der Karpaten, 40. Schwung, Begeisterung, 43. Nebenfluß der Rhône, 44. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 46. Teilbetrag, 48. ein Edelgas, 50. Titelgestalt einer Tschaikowski-Oper, 53. ein Edelgas, 54. kurz gebratenes Fleischstück (engl.), 56. Automobilwerk in Ludwigsfelde, 58. altchines. Münz- und Gewichtseinheit, 59. Luftgeist aus Shakespeares „Sturm", 60. sowj. Schachgroßmeister, 63. früherer Lanzenreiter, 65. jugoslaw. Stadt in Serbien, 68. Klasse im Sport, 69. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 71. oberitalien. Provinzhauptstadt, 72. größtes Waldgebiet der Erde, 73. Sitzbadebecken, 76. Begründer der Sowjetunion, 78. Marizanebenfluß in Bulgarien, 79. engl.-amerikan. Längenmaß, 80. südwestfranzös. Stadt a. d. Garonne, 81. Wanderpause, 82. russ. Männername, 85. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 86. Fransenbesen, 88. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 89. Kurzform von Samuel, 90. Donauebenfluß.

Das gibt es nicht allzuoft, daß ein Geigenvirtuose auch als Dirigent und künstlerischer Leiter eines Kammerorchesters arbeitet.
Der sowj. Geiger, dessen Vor- und Familienname das Lösungswort unseres heutigen Rätsels bildet, tut es! Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, erwartet Ihre Antwort auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 19. März 1986 (Poststempel). Und bitte die Marke Quiz 3 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 8/1986 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

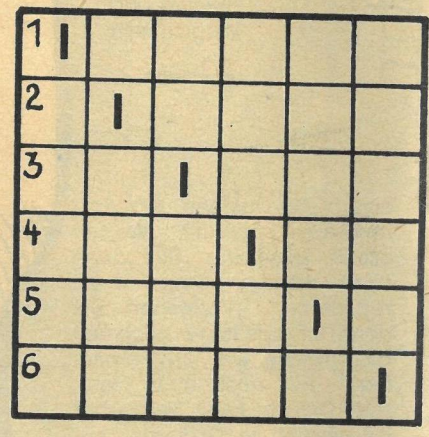
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



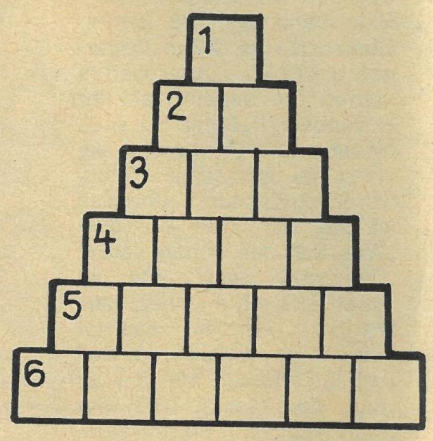
Füllrätsel

Waagerecht: 1. Titel spanischer Prinzen, 2. Briefverschluß, 3. Ölbaumfrüchte, 4. zu Tal stürzende Schneemasse, 5. engl. Naturforscher (1809–1882), 6. Sandsteinplateau i. d. Sahara.
Senkrecht: die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen einer Titelgestalt einer Wagner-Oper.



Rätselpyramide

Für jedes Lösungswort werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – verwendet:
1. Vokal, 2. sowj. Flugzeugtyp, 3. Schiefer, Fels, 4. Berg bei Innsbruck, 5. Pflanzenstengel, 6. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR.



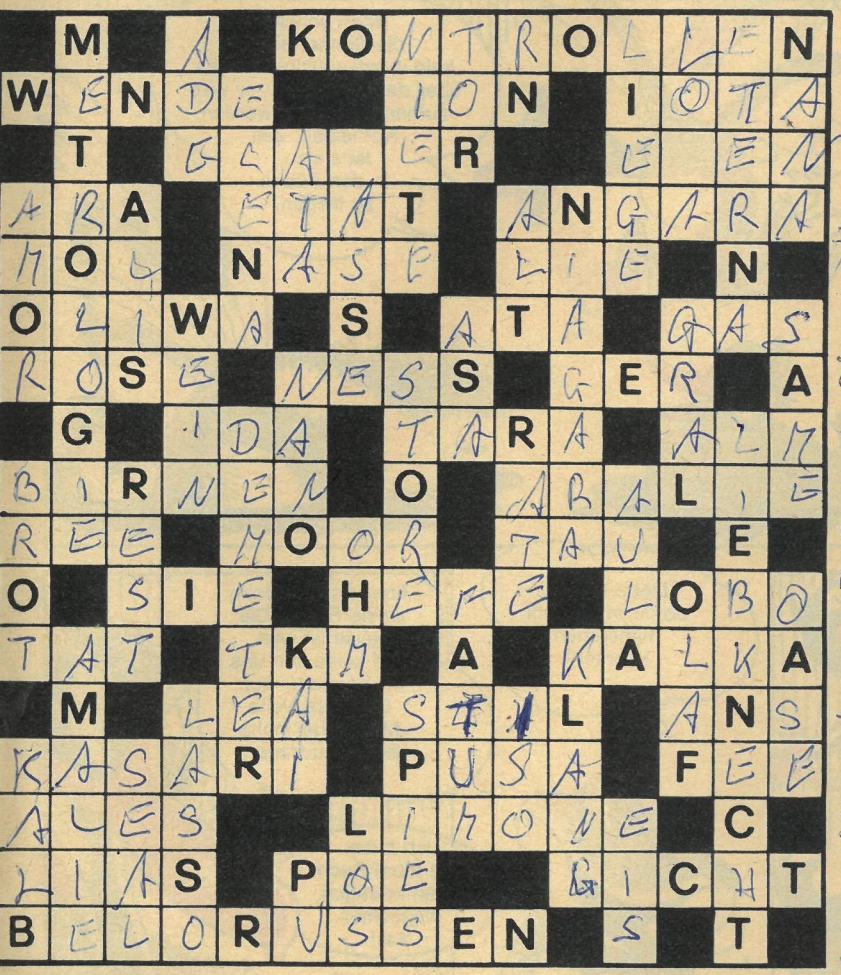
Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

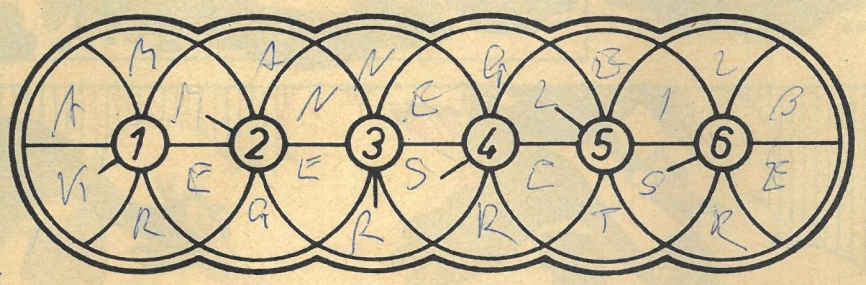
1. Papageienart, 2. Liebesgott, 3. Nebenfluß des Jenissej, 4. Mädchenname, 5. ein Scheuerpulver, 6. Nebenfluß der Kura, 7. Gebirgsweide, 8. Abschiedsgruß, 9. baumartige Zimmerpflanze, 10. weibl. Stimmlage, 11. belgische Stadt bei Liege, 12. dänische Küstenstadt nordöstl. von Alborg, 13. südfranzös. Bergbaustadt, 14. Roman von Herm. Kant, 15. Volk im SW der UdSSR, 16. Obstbaumfrüchte, 17. ein Grundnahrungsmittel, 18. griech. Göttin des Ackerbaus, 19. weibl. Operngestalt aus „Die sizilianische Vesper", 20. Haushaltsplan, 21. griech. Buchstabe, 22. mundartlich: Hausflur, 23. Gefrorenes, 24. männl. Operngestalt aus „Arabella", 25. Schallplattenmarke, 26. svw. Schicksal, Verhängnis (latein.), 27. Märchenwesen, 28. Brennstoff, 29. Wurfspieß, 30. Stoffwechselkrankheit, 31. „wundertätige Schale" mittelalterl. Sagen, 32. Teigtreibmittel, 33. Gebirge auf Kreta, 34. peruanischer Küstenort südöstl. von Lima, 35. Elementarteilchen, 36. griech. Buchstabe, 37. Schiffsanlegestelle, 38. Stadt südl. von Simla/Indische Union, 39. Jungtier, 40. Prüfung, Gegenprobe (Mz.), 41. Wohllaut, 42. Fluß im W der Estnischen SSR, 43. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 44. Lotterieanteilschein, 45. Kap im NW Perrus, 46. Ruhemöbel, 47. Zitronenart, 48. Mädchenname, 49. geolog. Abteilung der Jurazeit, 50. Mitbegründer der KPD (1919 ermordet), 51. in der Physik das Maß für die Eigenschaft aller Körper, 52. niederländ. Maler des 16. Jh., 53. Lehre vom Meßwesen (Teilgebiet der Physik), 54. Sumpfgebiet, 55. Roman von Zola, 56. vor gesetzl. Maßeinheiten der milliardste Teil, 57. Sinnesorgan, 58. nordamerikan. Wasserfall, 59. berühmter See in Schottland, 60. Fehllos, 61. fruchtbare Stelle i. d. Wüste, 62. Maßeinheit des elektr. Widerstands, 63. nord. Männername, 64. poln. Stadt und Fluß südöstl. von Wrocław, 65. nordamerikan. Schriftsteller phantastischer Geschichten, 66. chem. Zeichen für Plutonium, 67. jugoslaw. Küstenstadt a. d. Adria (südwestl. von Rijeka), 68. Teilbetrag, 69. Wendekommando, 70. Überbleibsel, 71. Blume, 72. chem. Zeichen für Radon, 73. Angehöriger eines kleinen Volkes a. d. Halbinsel Kola, 74. Fell der Pelzrobbe, 75. Personalpronomen, 76. Komponist und Dirigent der DDR (1899–1965), 77. Ausdrucks-, Schreibweise, 78. Gardine, 79. Verpackungsgewicht, 80. Handlung, 81. Niederschlag, 82. Titelgestalt bei Goethe, 83. Abk. für Tonnenkilometer, 84. Treffer bei Feldballspielen, 85. englisch: Tee, 86. vergorener Trauben- oder Beerensaft, 87. Drehung, Kehre.

Wörterband

Von außen nach innen: Alpenhirt – französisch: König – Buckelrind Afrikas und Asiens – südfranzös. Stadt am Rhônedelta – strikte Verneinung – goldgelber Dessertwein (benannt nach der gleichnamigen Atlantikinsel) – Schiffsgeschwindigkeitsmesser – südamerikan. Kamel – islamisches Grußwort – Fluß im Kaukasusvorland – Staat der Indischen Union.

Von innen nach außen: svw. Gemetzel – Schiffstagereise – bayrische Künstlerfamilie des 17. und 18. Jh. – Stern im Sternbild Perseus – Opernlied – Schachfigur – Eiland – schweres Verbrechen – Titel einer Oper von Händel – westfranzös. Stadt in der Bretagne.

S	E	N	N	E	K	O
E	I	R	A	L	O	J
D	T	E	R	E	G	Z
A	N	A	H	K	L	E
M	A	S	S	A	A	B
E	L	A	S	A	M	U
I	N	S	E	L	R	A



Kreisleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. kleiner Raum, Abstellraum, 2. Zirkusarena, 3. westfranzös. Stadt, 4. Wassersportler, 5. schmaler flacher Holzstab, 6. ein Edelmetall.

Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben die Bezeichnung für eine Wäscherolle.

Auflösungen aus Heft 4/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Samowar (49), Skala (52), Elemi (19), Rasin (37), Ester (23), Dose (16), Ali (8), Bier (15), Belt (14), Eris (22), Rate (38), Erbe (21), Rune (48), Nut (34), Albers (6), Retina (45), Fee (24), Ware (60), Iler (27), Isar (28), Ihle (26), Trab (55), Nife (33), Amt (11), Elea (18), Amara (10), Dumas (17), Truhe (57), Agave (4), Rentner (43).

Senkrecht: Strebe (53), Messer (31), Wand (59), Reise (41), Gen (25), Siel (51), Akt (5), Sieb (50), Resita (44), Obers (35), Elen (20), Rabe (36), Reni (42), Rue (47), Ale (7), UNO (58), Afrika (3), Beil (13), Ree (39), Reibe (40), Tran (56), Aare (1), Lear (29), Riemen (46), Tessar (54), Alter (9), Mate (30), Aden (2), Ana (12), Mut (32).

Eins + Eins = Eins: Drossel(b)art, Hecht(a)ngel, Band(n)udeln, Wasser(d)ampf, Erz(e)ngel, Zucker(r)ohr, Kachel(o)fen, Wäsche(l)eine, Speise(e)is. – Banderole.

Vom Kern zum Wort: 1. Tortelett, 2. Raffinade, 3. Antarktis, 4. Normandie, 5. Strategie, 6. Imitation, 7. Tauwetter. – Transit.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Pan, 2. Bison, 3. Talon, 4. Kanin, 5. Salem, 6. Kokon, 7. Kader, 8. Laden, 9. Rater, 10. Gas.

Von der Zahl nach links: 3. Tip, 4. Kasan, 5. Salon, 6. Kanon, 7. Kolin, 8. Laken, 9. Radom, 10. Gaden, 11. Kater, 12. Sen.

Einer fehlt: Rada(u), Riege(l), Ras(t), Ala(i), Qual(m), Tang(o). – Ultimo.

Silbenrätsel: 1. Waran, 2. Orange, 3. Vitalität, 4. Intourist, 5. Elvira, 6. Lesebuch, 7. Luxus, 8. Inventar, 9. Chemie, 10. Terek, 11. Inder, 12. Senta, 13. Testat, 14. Ikarus, 15. Statut. – „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten".

Raten und Rechnen:

7708 : 82 = 94
− × +
570 + 78 = 648
7138 − 6396 = 742

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 1) aus Heft 2/1986

Waagerecht: 1. Jana, 4. Saga, 7. Alla, 10. Aga, 12. Bad, 13. Seil, 14. Ster, 16. Omul, 18. Newa, 19. Etat, 20. Septimole, 24. Leu, 25. Dora, 27. Aul, 29. one, 30. Rose, 32. Allotria, 35. Majakowski, 38. Tiere, 40. WTA, 41. Nei, 43. Emu, 45. Emse, 47. Barkasse, 51. BE, 52. Ennis, 54. Ikra, 56. Bek, 57. UNO, 58. Iran, 60. Lid, 61. Samti, 63. Span, 65. Brest, 67. Ode, 68. Oleg, 70. gar, 71. Eta, 72. ELAS, 74. Helme, 75. Ge, 76. Amonasro, 78. Elke, 80. Arc, 83. Ina, 85. WBA, 86. Nanon, 89. Schaljapin, 93. Morellen, 95. Neer, 96. Aas, 97. RGW, 99. Dana, 100. Ale, 101. Alligator, 105. Anis, 106. Ikon, 108. Gage, 111. Eros, 112. Leda, 113. Leck, 114. Kalinin, 115. Mus, 116. Atem, 117. Lien, 118. Aras, 119. Nana.

Senkrecht: 1. Januar, 2. Ade, 3. Asadowski, 4. Sierra, 5. Altai, 6. Asta, 7. Are, 8. Lot, 9. Ami, 10. Alonso, 11. Ase, 15. Esla, 17. Umow, 21. Platane, 22. Lek, 23. Erde, 24. Lei, 26. Otter, 28. Umiak, 31. Stunde, 33. Lee, 34. AN, 36. Oss, 37. Irene, 39. Elis, 42. Ebene, 44. Meile, 46. Mitra, 48. Kursk, 49. Sosh, 50. Ei, 51. Bader, 53. Sago, 55. Aston, 56. Ba, 59. Romane, 60. Logis, 62. Mandant, 64. Pa, 65. Balalaika, 66. Tein, 69. Ga, 71. Ering, 73. Leben, 77. Mal, 79. Ene, 81. Cardeña, 82. Thales, 84. Am, 85. Wrasen, 87. Ananas, 88. Onegin, 90. cal, 91. Asir, 92. Irre, 94. Odille, 98. Waal, 101. Arm, 102. Goa, 103. Ast, 104. Olm, 107. Oka, 109. Ana, 110. Gin. **Lösungswort:** Sosnowoborsk.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Gertrud Quast 1282 Schönow b. Bernau
2. Preis:	75,– M	Liesbet Neubert 9200 Freiberg
3. Preis:	50,– M	Wolfgang Hoffmann 8019 Dresden
4. Preis:	25,– M	Gerda Kamke 2320 Grimmen

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 2

Nach Samuil Marschak,
gezeichnet von
Viktor Trintschenko, Moskau

Fröhlich saß ich auf einem Seerosenblatt und genoß den warmen Sommerregen. Plötzlich landete mit lautem Geschnatter eine Entenfamilie neben mir.

Noch scheint die Sonne, doch bald werden eisige Stürme über den See fegen, er wird zufrieren, und wir werden Not leiden. Zeit ist's also, in den Süden zu fliegen.

Was ist das, der Süden? Ein Paradies für Enten?

Ein Paradies, in dem es immer warm ist! Über den Sümpfen spielen Tausende Mücken und Libellen. Man muß nur den Schnabel aufsperren, sie fliegen direkt hinein!

Liebe Enten, ob ihr mich wohl mitnehmen könntet?

Aber du hast doch keine Flügel! Die Reise ist weit, und keine von uns ist so stark, dich über das weite Meer, über hohe Berge zu tragen.

Ich habe eine Idee! Sucht einen kräftigen, biegsamen Ast!

Ganz heiß wurde dem Frosch vor Stolz. Er ließ den Ast fahren und rief:

ich!!

ich! ich! ich!! ich!!

Und die Enten flogen mit ihm davon – über Feld und Wald, über Städte und Dörfer. Die Menschen, die das sahen, staunten nicht schlecht.

Was für eine merkwürdige Reisegesellschaft! Wer mag sich das ausgedacht haben?

Hallo, wer wohnt in diesem Häuschen?

klopf klopf

Und so landete ich vor deiner Tür!

Tele Lotto

In Vorbereitung des VIII. Turn- und Sportfestes und der XI. Kinder- und Jugendspartakiade der DDR 1987

VIII. Sportfest XI. Spartakiade Leipzig 87

Zusätzliche Gewinnauslosung

in der 11. Spielwoche zu den Ziehungen am 16. und 19. März 1986

100 Pkw Trabant 601 S
50x Zehntausend Mark
300x Fünftausend Mark
500x Dreitausend Mark

Spielscheinannahme: 10.-14. März 1986

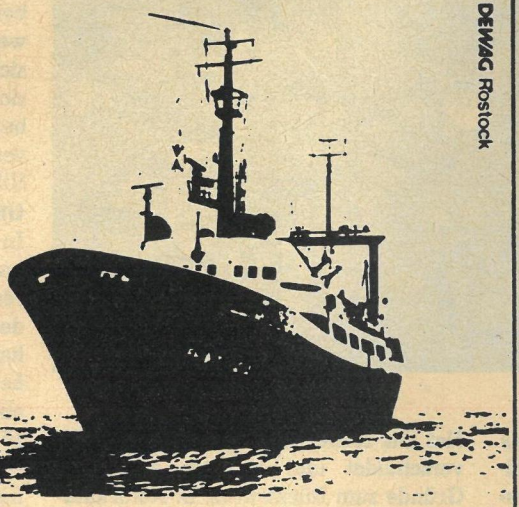
VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Ein freudiges Ereignis für die ganze Familie

Unterstützen Sie Ihr Kind beim Start ins Leben durch eine Lebensversicherung, die zur Jugendweihe, zum Abschluß der Berufsausbildung oder zur Hochzeit ausgezahlt wird.
Schließen Sie die Versicherung während des 1. Lebensjahres des Kindes ab, dann sparen Sie einen Monatsbeitrag.

Unser Vertreter sagt Ihnen gern mehr.

Mit moderner Fangflotte



DEWAG Rostock

Schulabgänger 1987

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.
Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildung n u r im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Diese Frage ist schnell beantwortet, wenn Sie einen handwerklichen, technischen oder maschinentechnischen Beruf erlernt haben. Bewerben Sie sich in einer unserer Außenstellen, und Sie haben die Chance, auf einem unserer Handelsschiffe in den Bereichen „Deck" oder „Maschine" zu arbeiten.

Hohe Anforderungen – viele Vorteile

- Qualifizierungsmöglichkeiten bis zum Offizier
- Urlaub wie Schichtarbeiter
- Zuschläge nach Dauer der Betriebszugehörigkeit
- Bordzulagen nach entsprechender Fahrzeit
- Verpflegungsgeld bei Abwesenheit von Bord, z. B. Urlaub

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihres Betriebes richten Sie bitte an unsere Außenstellen.

2500 Rostock
Wismarsche Straße 18
PSF 2188, Tel. 2 37 35

1071 Berlin
Wichertstraße 47
Telefon 4 49 78 89

7010 Leipzig
Löhrstraße 15
PSF 950, Tel. 20 05 02

8023 Dresden
Rehefelder Straße 5
Telefon 57 71 76

9020 Karl-Marx-Stadt
Kurt-Fischer-Straße 52

5020 Erfurt,
Kettenstraße 8
Telefon 2 92 93

Reg.-Nr. 286/IV/85

VE KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
- DEUTFRACHT / SEEREEDEREI -
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Frage 1:

Kann ein Tourist vor Reiseantritt vom Reiseleistungsvertrag zurücktreten und fallen dadurch für ihn zusätzliche Kosten an?

Nach Abschluß des Reiseleistungsvertrages können Umstände eintreten, die den Teilnehmer die Reise abzusagen zwingen. In den Teilnahmebedingungen des Reisebüros sind verbindliche Rücktrittsfristen festgelegt. Bis zum Ablauf der konkret festgelegten Rücktrittsfrist kann der Reiseteilnehmer ohne hohe Kosten vom Vertrag zurücktreten. Er hat dem Reisebüro je nach Art der Leistung pro Person bis zu 20,– Mark Aufwandskosten zu erstatten (gem. § 8 (1) und (2) Buchst. a) der Allgemeinen Leistungsbedingungen des Reisebüros). Tritt der Reiseteilnehmer n a c h Ablauf dieser Frist zurück, hat er dem Reisebüro Aufwandskosten und den aus seinem Rücktritt entstandenen Schaden zu ersetzen (gem. § 8 (2) Buchst. b) der Allgemeinen Leistungsbedingungen des Reisebüros).

AUSNAHMEFÄLLE:

1. Bei Kenntnis von wesentlichen Vertragsänderungen der vereinbarten Reise ist der Teilnehmer berechtigt, kostenfrei vom Vertrag zurückzutreten. Als wesentliche Vertragsänderung gilt, daß der Sinn und Zweck der Reise erheblich beeinträchtigt wird (z. B. Reisezieländerung).

2. Unter bestimmten Voraussetzungen wird dem Reiseteilnehmer nach Ablauf der Rücktrittsfrist Versicherungsschutz für die anfallenden Kosten gewährt. In diesem Fall braucht der Reiseteilnehmer nur die bei Vertragsabschluß bereits geleisteten Versicherungsgebühren zu bezahlen (gem. § 8 (2) Buchst. c) der Allgemeinen Leistungsbedingungen des Reisebüros).

Versicherungsschutz für anfallende Kosten aus einem Rücktritt vom Vertrag wird gewährt, wenn der Reiseteilnehmer aus nicht vorhersehbaren Gründen nach Ablauf der Rücktrittsfrist vom Reiseleistungsvertrag zurücktreten muß und dieser Rücktritt Kosten verursacht. Als nicht vorhersehbare Gründe gelten Erkrankung, Unfall oder Tod nach Ablauf der Rücktrittsfrist und kurzfristige Einsätze von Werktätigen durch staatliche Anweisungen, bei Katastrophen. Versicherungsschutz besteht auch dann, wenn von vorher genannten Rücktrittsgründen betroffen werden:

- der Reiseteilnehmer,
- sein Ehegatte,
- seine Kinder,
- seine Geschwister,
- seine Eltern und Schwiegereltern,
- zum Haushalt des Reiseteilnehmers gehörende Personen einschließlich Pflegepersonal,
- andere Personen, die mit dem Reiseteilnehmer eine gemeinsame Reise gebucht haben.

Der Reiseteilnehmer muß seinen Rücktritt in der Zweigstelle, in der er die Reise gebucht hat, schriftlich erklären. Dafür befinden sich in der Zweigstelle vorgedruckte Formulare, die vom Reiseteilnehmer mit Angabe des Rücktrittsgrundes auszufüllen sind. (Beweismittel: z. B. ärztliche Bescheinigung.) Das Formular für eine ärztliche Bescheinigung wird ebenfalls vom Reisebüro ausgegeben.

Bei unbegründetem Rücktritt, zum Beispiel, wenn eine andere Reise vorgezogen wird, muß der Vertragspartner, der den Vertrag unterschrieben hat, die anfallenden Kosten zahlen, die dem Reisebüro entstehen.

Frage 2:

Kann auch das Reisebüro kurzfristig vor Beginn der Reise zurücktreten?

Gem. § 209 (2) Zivilgesetzbuch ist das Reisebüro nur zum Rücktritt vom abgeschlossenen Reiseleistungsvertrag mit dem Teilnehmer berechtigt, wenn es ihm unmöglich ist, den Vertrag zu erfüllen. Liegen die Ursachen dafür beim Reisebüro (z. B. Doppelbuchung), erhält der Reiseteilnehmer den eingezahlten Teilnehmerpreis zurück und den dadurch entstandenen Schaden ersetzt.

Hat das Reisebüro den Rücktritt nicht verschuldet und zwingen besondere Gründe zum Rücktritt (z. B. Naturkatastrophen), erhält der Reiseteilnehmer (gem. § 90 Zivilgesetzbuch) den Teilnehmerpreis zurück, jedoch nicht den Schaden ersetzt (gem. § 9 (1) und (2) der Allgemeinen Leistungsbedingungen des Reisebüros).

Frage 3:

Wie erfolgt im Krankheitsfall die medizinische Betreuung in den verschiedenen Reiseländern?

Mit der UdSSR, der VRP, der ČSSR, der VRB, der SRR, der UVR und der SFRJ existieren Sozialabkommen. Darin ist festgelegt, daß DDR-Bürger bei Erkrankungen die gleichen Sozialleistungen erhalten wie die Bürger des Gastlandes. Mitunter wird von unseren Touristen die Bezahlung von Leistungen verlangt, die für die Bürger des gastgebenden Landes kostenfrei sind.

UdSSR

Die ärztliche Behandlung und Medikamente, die im Krankenhaus verabreicht werden, sind kostenlos. Bei ambulanter Behandlung verordnete Medikamente sind zu bezahlen, Edelmetalle bei Zahnbehandlungen ebenfalls. Heil- und Hilfsmittel sind kostenlos. Nicht erforderliche, auf Wunsch erfolgende Behandlungen müssen bezahlt werden.

ČSSR

Behandlung und Medikamente sind kostenlos. Auf Wunsch erfolgende Behandlungen müssen bezahlt werden, ebenso Edelmetalle bei Zahnbehandlungen. Heil- u. Hilfsmittel sind kostenlos.

VRP

Staatliche Arztpraxen behandeln kostenlos. Privat praktizierende Ärzte können ein Honorar verlangen; sie sind daher unseren Reiseteilnehmern nicht zu empfehlen. Verschriebene Medikamente sind kostenlos, es sei denn, es handelt sich um Medikamente für leichtere Erkrankungen. Edelmetalle bei Zahnbehandlungen sind zu bezahlen, desgleichen Wunschbehandlungen. Für Heil- und Hilfsmittel werden Zuzahlungen gefordert.

VR BULGARIEN

Ärztliche Behandlung ist kostenlos, im Krankenhaus verabreichte Medikamente ebenso. Bei ambulanter Behandlung verschriebene Medikamente sind zu bezahlen, Wunschbehandlungen und Edelmetalle bei Zahnbehandlungen ebenfalls. Für Heil- und Hilfsmittel werden Zuzahlungen gefordert.

SR RUMÄNIEN

Ärztliche Behandlung ist kostenlos, desgleichen im Krankenhaus verabreichte Medikamente. Zu Medikamenten, die bei ambulanter Behandlung verordnet werden, sind Beträge zuzuzahlen, die sich nach der Art der Medikamente richten. Wunschbehandlungen sind zu bezahlen, auch bei Zahnbehandlungen verwendete Edelmetalle. Für Heil- und Hilfsmittel sind Zuzahlungen nötig.

UNGARISCHE VR

In staatlichen Einrichtungen ist die Behandlung kostenlos. Privat praktizierende Ärzte fordern Honorar. Sie sind deshalb nicht empfohlen. Wunschbehandlungen sind zu bezahlen, für Zahnbehandlungen verwendete Edelmetalle ebenfalls. Bei Medikamenten müssen 15 % des Preises gezahlt werden. Zu Heil- und Hilfsmitteln werden Zuzahlungen verlangt.

SFR JUGOSLAWIEN

Die ärztliche Behandlung ist kostenlos. Für Medikamente hat der Patient in den einzelnen Republiken unterschiedliche Prozentsätze zuzuzahlen. Wunschbehandlungen und Edelmetalle bei Zahnbehandlungen sind zu bezahlen.

Mit **Kuba, Korea und Vietnam** gibt es keine Sozialabkommen. Dennoch werden unsere Bürger in diesen Ländern so behandelt, als bestünden Abkommen.

Der Reiseteilnehmer sollte unbedingt vom behandelnden Arzt Quittungen fordern, wenn die Behandlung oder die Medikamente bezahlt werden müssen. Bei Vorlage dieser Quittungen erstattet die Sozialversicherung nach Beendigung der Reise den im Ausland bezahlten Betrag zurück. Der Tourist muß sich an seine zuständige Kreisdirektion zwecks Rückerstattung wenden.

FREIE WELT

Fragestunde

Reise-recht

Es antwortet Diplomjuristin Marita Goers, Bereichsjustitiar beim Reisebüro der DDR, auf unterschiedliche Leserfragen.

Das Thema der nächsten FW-Fragestunde: Die Erschließung Sibiriens

Frage 4:

Was passiert, wenn ein Reiseteilnehmer wegen einer Erkrankung oder eines Unfalls die Rückreise nicht termingerecht antreten kann?

Die anfallenden Mehrkosten für eine verspätete oder vorzeitige Rückreise sowie die nicht in Anspruch genommenen Leistungen wegen Krankheit oder Unfall übernimmt (§ 11 der Leistungsbedingungen des Reisebüros; GBl. I Nr. 32 von 1976) die Staatliche Versicherung.

Wird ärztlicherseits der Verbleib des Ehepartners oder eines Familienangehörigen angeordnet, gilt der Versicherungsschutz für die anfallenden Mehrkosten der Rückbeförderung auch für diese Personen.

Versicherungsschutz für Mehrkosten der Rückbeförderung gilt auch, wenn der Reiseteilnehmer eine bestätigte Nachricht über schwere Erkrankung, Unfall oder Tod eines nahen Familienangehörigen erhält.

Diese Bedingungen gelten auch für den Todesfall eines Reiseteilnehmers. Die Schadenregulierung erfolgt in diesen Fällen durch das Reisebüro der DDR.

Bei Krankheit, Unfall oder Todesfall erfolgt durch den Beauftragten des Reisebüros (Reiseleiter oder Repräsentant) eine Meldung an das jeweilige Generalkonsulat oder die DDR-Botschaft. Bei einem notwendigen längeren Aufenthalt im Ausland übernimmt das Generalkonsulat oder die DDR-Botschaft die weitere Unterstützung und Betreuung des Reiseteilnehmers. Bei Reisen, die nicht durch das Reisebüro organisiert werden, empfiehlt es sich, vor Antritt der Reise die Staatliche Versicherung der DDR aufzusuchen, um sich nach den bestehenden Möglichkeiten eines Versicherungsschutzes zu erkundigen.

Frage 5:

Welchen Versicherungsschutz erhält der Reiseteilnehmer mit Abschluß des Reiseleistungsvertrages für eine Auslandsreise?

Die Staatliche Versicherung gewährt Versicherungsschutz für Reisegepäck und Reiseunfallschäden, in bestimmten Fällen für Kosten, die bei einem kurzfristigen Rücktritt entstehen, so auch für Mehrkosten, wenn aus dringenden Gründen eine vorzeitige oder verspätete Rückreise aus dem Ausland erforderlich wird. Die Versicherungsdauer umfaßt die im Reiseleistungsvertrag angegebene Reisezeit. Sie beginnt mit dem Verlassen und endet mit dem Wiedereintreffen in der Wohnung.

Reisegepäck

Das Reisegepäck ist gemäß den Allgemeinen Bedingungen für Reisegepäckversicherung bis zu einer Gesamtsumme von 3000 Mark je Reiseteilnehmer versichert. Die Versicherung bezieht sich auf Verlust oder Beschädigung des Gepäcks durch Unfall der Transportmittel (Zug, Bus o. ä.), durch Elementarereignisse (Naturkatastrophen), durch Brand und Explosionen, Raub-, Einbruchdiebstahl (Auto), Diebstahl, Leitungswasserschäden oder andere unabwendbare Ereignisse. Dieser Versicherungsschutz besteht sowohl für die Zeit des Transports wie auch für die Lagerung auf Bahnhöfen und anderen transportbedingten Verwahrungsräumen. Das gleiche gilt für die Zeit des Aufenthalts in Hotels und dergleichen.

Ein begrenzter Versicherungsschutz besteht für Schmuck, Uhren und Pelze, die bis zu einer Gesamtsumme von 750 Mark mitversichert sind. Schadenersatzansprüche für solche Gegenstände können jedoch nur erhoben werden, wenn sie bestimmungsgemäß getragen werden oder sich unter Verschluß befanden (im Hotelsafe oder im verschlossenen Schrank des Hotelzimmers). Wertgegenstände über 750 Mark sind grundsätzlich im Hotel zur gesonderten Aufbewahrung abzugeben, um bei Verlust Ansprüche ableiten zu können.

Für Geld, Fahrkarten, Urkunden und Wertpapiere gibt es keinen Versicherungsschutz. Wenn man Gegenstände verliert, sie irgendwo stehen- oder liegenläßt oder sie nicht sorgfältig genug verpackt hat, kann man keine Versicherungsansprüche stellen. Gleiches gilt für Schäden durch Witterungseinflüsse.

Der Versicherungsschutz für das Reisegepäck gilt zu den gleichen Bedingungen auch für Reisen mit dem VEB Reisebüro der DDR innerhalb der DDR.

Reiseunfallschäden

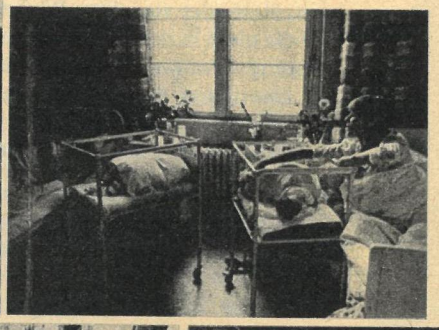
Der Reiseteilnehmer ist versichert für den Fall, daß er während der Reise einen Unfall erleidet, der den Tod oder einen **dauernden** Körperschaden zur Folge hat. Ausgeschlossen davon sind Unfälle, die der Versicherte bei einer strafbaren Handlung erleidet, und selbstverschuldete Gesundheitsschäden, die durch Leichtsinn (z. B. beim Baden in dafür nicht erlaubten Gewässern) eintreten können.

Wird der Versicherungsschutz jedoch anerkannt, besteht der Schadenersatz in einmaligen finanziellen Leistungen, deren Höhe die Staatliche Versicherung reguliert.

Sowohl bei der Reisegepäck- als auch bei der Reiseunfallversicherung muß der Reiseteilnehmer seine Ansprüche bei der für seinen Wohnsitz zuständigen Kreisdirektion der Staatlichen Versicherung geltend machen.

Dabei sind folgende Unterlagen vorzulegen: ein Schadenprotokoll, das die genaue Schilderung des Schadenherganges und die Unterschrift des Reiseleiters oder eines anderen Vertreters des VEB Reisebüro enthält; des weiteren der Reiseleistungsvertrag. Bei einem Unfall im Reiseland gehört außerdem eine ärztliche Bescheinigung des Arztes dazu, der die erste Behandlung vorgenommen hat und den Unfall bestätigt.

Leser-aussprache zum XI. Parteitag der SED



Jugendweihe im Jahr 2000

Drei meiner Enkel wurden 1985 geboren, ein ereignisreiches Jahr für eine Oma. Auch deshalb stehe ich voll und ganz hinter den neuesten Vorschlägen von Michail Gorbatschow zur Beseitigung der Kernwaffen bis zum Jahr 2000. Um diese Zeit haben die Kinder des Jahrgangs 1985 ihre Jugendweihe. Welch ein Beginn wäre das für die jungen Menschen, für ihren Eintritt ins Erwachsenendasein – Frieden für immer! Ich wünsche es ihnen von ganzem Herzen und möchte es auch selbst noch erleben.

Inge Wunderlich, Taucha

Tag für Tag kann man sehen, hören und lesen, was die Menschen unseres Landes leisten. Wo das Kapital regiert, hat der Staat andere Interessen, als den Bürgern Verantwortung zu übertragen. Wer arbeitslos in Not gerät, wofür soll der sich auch verantwortlich fühlen?

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Ich glaube, in so einer erfreulichen Lage wie der junge Mann waren wir fast alle schon einmal. Es ist ein gutes Gefühl, wenn geleistete Arbeit anerkannt und entsprechend gewürdigt wird.

Elke Elsner, Strausberg

Mein Mann und ich blicken auf ein Alter von 72 und 64 Jahren zurück. Jetzt sind unsere Erwartungen in erster Linie auf Frieden und Gesundheit gerichtet. Hinter uns liegt das Berufsleben, und ich denke, wir haben das Beste gewollt und auch gegeben. Davon zeugt – was sehr wichtig ist – immer noch ein guter Kontakt zum ehemaligen Arbeitskollektiv. Die Tür wurde nicht einfach hinter einem zugeschlagen. Auch das ist ein Stück Verantwortung, die Bindung zu den Veteranen zu erhalten, damit sie nicht das Gefühl haben müssen: Nun sind wir raus, nun sind wir vergessen.

Ursula Spotowitz, Leipzig

Noch kann ich nicht auf solche Erfolge wie auf den Bildern zurückblicken. Es liegen fünfeinhalb Semester Pädagogikstudium vor mir, einige Hauptfächer sind aber bereits abgeschlossen. Die Thematik für meine Diplomarbeit habe ich auch schon in Händen. Ich brauche später nicht zu fürchten, daß mir mein Beruf verboten wird, weil ich für den Fortschritt oder gegen das Wettrüsten auftrete.

Petra Hackius, Potsdam

Zum Lernen ist niemand zu alt. In unserer Zeit des wissenschaftlich-technischen Fortschritts fasziniert mich persönlich die junge Frau, die das Wunder „Technik" offenbar im Griff hat. Die Hände in den Schoß legen, das kann auch ich nicht. Deshalb wirke ich im Wohngebiet in der DSF- und DFD-Gruppe mit und bin Hauptkassiererin in der Ortsgruppe der Volkssolidarität.

Gertrud Ulonska, Schwerin

Paßt nicht? Paßt doch!

Offensichtlich schmecken Bier und Zigarre! Zugegeben, mein erster Eindruck war: Paßt nicht in unser Leben. Doch die Gedanken verwarf ich schnell. Soll nicht auch gut leben, wer gut arbeitet? Erich Honeckers Worte auf dem 11. Plenum fallen mir ein: „Unser Tisch ist… gut gedeckt, und so wird es bleiben." Jawohl, wir leisten tagtäglich jeder an unserem Arbeitsplatz das Beste, damit es uns gut geht, damit wir uns etwas leisten können. Nun kann man über den gestiegenen Alkoholkonsum so oder so denken – hier scheint mir ein Gläschen angebracht. Wenn ich mich in unserer jungen Stadt umsehe, könnte ich mehr als eine Handvoll ausgezeichneter junger Leute aufzählen, die es – ob ordengeschmückt oder nicht – verdient haben, sich bei einem Bier über die Erfolge ihrer Arbeit zu freuen. Seien es die Mitglieder des Jugendforscherkollektivs im VEB Vorfertigung, die einen Fliesenlegerroboter gebaut haben, die Jugendlichen im Datenverarbeitungszentrum, die bei der Einführung der Schlüsseltechnologien an vorderster Front stehen, oder die FDJler der Kaufhalle „Präsent", denen es mit ihren Kollegen gelungen ist, die Kassenwartezeiten auf maximal fünf Minuten zu senken. Ich jedenfalls gönne dem jungen Mann von ganzem Herzen einen guten Schluck. Alles zu seiner Zeit. Das Bild paßt doch in unser Leben!

Gabriele Metz, Halle-Neustadt

Bei uns in Worin haben sich seit dem X. Parteitag die Arbeits- und Lebensbedingungen gewaltig verbesduktion gewaltig verbessert. Eine neue Ferkelaufzuchtanlage mit drei Ställen, ein modernes Futterhaus und, was ganz wichtig ist, ein Sozialgebäude für uns Schweinepfleger wurden errichtet. Qualifizierung wird groß geschrieben. Ich bin an die 25 Jahre hier tätig und möchte sagen, daß heutzutage ein Facharbeiter so viel wissen muß wie vor zehn Jahren ein Meister. Auch zwanzig Schweinepfleger unserer LPG wurden vor einigen Jahren im Staatsratsgebäude bei einem Festakt ausgezeichnet. Das verpflichtet…

Günter Hein, Worin

Kaum faßbar, daß schon so viel Zeit vergangen ist, seit unser Zwillingspärchen geboren wurde. Als 1979 in einem Dresdener Fachkrankenhaus die Diagnose „Zwillinge" gestellt wurde, begannen Monate voller Hoffnung und Vorfreude, aber auch voller Bangen und Sorgen. Denn ich wurde als „Risikoschwangerschaft" nach Meißen überwiesen. Der lange Krankenhausaufenthalt war nicht leicht, aber dem Kollektiv von Ärzten und Schwestern bin ich heute noch für ihre Fürsorge und ihr Verständnis dankbar. Jeder kann sich vorstellen, wie glücklich wir waren, als Katharina und Karsten (siehe Foto) dann gesund zur Welt kamen. Und nun spürten wir, mit wieviel Liebe und Aufmerksamkeit Kinder bei uns umgeben werden, was alles getan wird, damit sie gesund heranwachsen. Zum Beispiel waren die beiden im September vorigen Jahres zur Kinderkur in Gohrisch. So eine Kur, habe ich mir sagen lassen, kostet rund 1000 Mark – für uns war sie kostenlos. Damit das alles so bleibt, tragen wir alle eine große Verantwortung.

Sabine Schmidt, Coswig

Die junge Frau kann jeden Tag ihrer Arbeit nachgehen und verliert nie ihren Arbeitsplatz. Bei uns gibt es keine Arbeitslosen. Leider bin ich schwer krank und muß seit zwei Jahren zu Hause bleiben und bin erst 57 Jahre alt. Leider und nochmals leider.

Elfriede Busch, Rudolstadt

Ich bin heute bei der Ausbildung und Erziehung des militärischen Berufsnachwuchses tätig. Mir helfen dabei sehr die festen Verbindungen zu einer Einheit sowjetischer Fliegerkräfte. Oft sind unsere Freunde in der GST zu Gast, als Referenten oder als Wettkämpfer im Leistungsvergleich.

Werner Müller, Aschersleben

Wir haben jetzt Zeit für unsere Enkel und ermöglichen unseren Kindern, die Bildungschancen zu nutzen. Auch unsere Erfahrungen geben wir an die folgenden Generationen gern weiter. Sicher, die Probleme haben sich geändert. Dennoch, jede Zeit hat ihre Rosen und Dornen. Manchmal kann man schon dadurch etwas klären helfen, daß man einfach zuhört. So verliert man auch selbst das Zugehörigkeitsgefühl nicht. Ich freue mich, daß ich miterleben darf, wie sich alles um uns verändert.

Gerda Sprengel, Friedland

Das waren weitere Beispiele aus den vielen Briefen mit Gedanken zu den fünf erstmals in Heft 1/86 gezeigten Fotos aus unserem Alltag. Herzlichen Dank an alle Leser, die sich bisher beteiligt haben. Zehn der in jedem Monat eingesandten Zuschriften werden mit je 100 Mark gewürdigt. Wir erwarten weiter Ihre Erfahrungen und Erwartungen, Erlebnisse und Empfindungen. Bitte schreiben Sie uns, wie Sie Verantwortung verstehen und selbst wahrnehmen.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Gerhard Glier, privat, Swerdlow/TASS; Vignette: Martin Kotsch

Der Patient aus Baku

Eines Tages klingelt zu später Stunde bei Hans-Joachim Welack, Kreissekretär der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Weißwasser, das Telefon. Das Kreiskrankenhaus bittet um Hilfe. Ein Sowjetbürger aus dem Gebiet Baku wolle unbedingt eine Ärztin sprechen, aber die Verständigungsschwierigkeiten seien recht groß... Am nächsten Morgen erfährt Freund Welack folgende Geschichte: Im Jahre 1981 erkrankte in Naumburg ein junger Sowjetsoldat und mußte zur Klinik nach Erfurt gefahren werden. Dort kam es zu einem Verkehrsunfall, bei dem der Soldat schwer verletzt wurde. 14 Tage lag er bewußtlos auf der Intensivstation der Erfurter Klinik, betreut von einer Ärztin namens Wortha. Ihr verdankt er sein Leben. Doch auf Grund von Dauerschäden wurde er dann aus dem Armeedienst nach Hause entlassen. Nun war er mit einer Touristengruppe in die DDR gekommen und wollte „seiner" Ärztin nochmals danken. Sie aber arbeitete inzwischen in Weißwasser. Er meldete sich bei seiner Reisegruppe ab, kaufte eine Fahrkarte, und hier stand er nun – enttäuscht, weil Oberärztin Wortha nicht da war. Sie verlebte einige Urlaubstage in Bernsdorf bei ihren Eltern. Kurz entschlossen fuhr Freund Welack den jungen Mann dorthin. Muß ich noch erzählen, wieviel Freude und Rührung der überraschende Besuch auslöste?

Georg Häusler, Weißwasser

Leserfoto

Baumriesen oder Riesenbäume – ganz wie Sie wollen! Sie beeindruckten mich in der Hohen Tatra, ČSSR.
Günter Laugisch, Zeitz

Preisfrage

Heft 5/86

Wer trifft sich jedes Dreivierteljahrhundert zum Rendezvous mit unserem Planeten?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 7/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 12. März 1986. Zur Auflösung von Heft 3/86 lesen Sie bitte den Beitrag „Burewestnik" im Leserforum. Zu einem Trostpreis von je 10 M gratulieren wir Jens Hasenkopf, Dresden; Waltraud Schulze, Straßberg/Harz; Frank Werner, Halberstadt.

Thälmanns Antlitz

Eine Frage zur Briefmarken-Galerie (FW 1/86), in der Sie die erste Ernst-Thälmann-Briefmarke aus dem Jahre 1945 vorstellen: Wann wurde die erste Marke mit einem Thälmann-Porträt in der DDR herausgegeben?

Gisela Tennert, Berlin

Die erste Sonderbriefmarke zum Gedenken an Ernst Thälmann erschien zu seinem 10. Todestag (unsere Abb.). Es folgten die Darstellung seines Auftretens auf einer Kundgebung (1955, innerhalb der Serie „deutsche Patrioten") und ein Porträt anläßlich seines 70. Geburtstages (1956). Dieses erschien nochmals als Sonderblock mit dem Hinweis, daß der Zuschlagserlös dem Aufbau Nationaler Gedenkstätten in Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen zugeführt wird. Auch

den Auftakt der Serie „Antifaschisten" bildete ein Thälmannbildnis. Von den weiteren möchte ich noch die Ausgabe zum X. Parteitag der SED erwähnen, es war die Wiedergabe des Gemäldes „Ernst Thälmann" von Willi Sitte. Übrigens wurden auch viele Kampfgefährten „Teddys" auf DDR-Marken gewürdigt – von Wilhelm Pieck bis zu Ernst Schneller.

Henri Hamann

Unner Arzgebirg

Zu Ihrer Notiz über die Speisekartensammlung des Koches aus Ostrava (FW 1/86): Ob er schon jene hat, die ich im November 1985 im FDGB-Ferienheim „Paul Gruner" in Rauschenbach einfach großartig fand?

Helmut Nacke, Glienicke (Nordbahn)

Hier ein Auszug aus der „oppetitlichen Togeskort":

Mittsch gibts: Laberworscht mit 20 g Butter un Ardäppln, aber hausschlochtn un frisch muß se sein. Fier unnre Kinner hammer heit: Quorkkeilchen mit Äpplbrei, die sein von der Hann azamgeriert worn. Fier en leichtn Mochn: Quorkspeis mit 20 g Butter und Ardäppln. Un Ohmds hammer en Bifett fier Eich agericht. Loßts Eich nar racht gut schmeckn un noch en gemietlichen Tog un morschn frieh gibts ach wieder wos.

Burewestnik

Eine wissenschaftliche Produktionsvereinigung bei Aschchabad (Preisfrage Leserforum 3/86) habe ich nicht gefunden, dafür aber eine Leningrader auf Seite 13. Sie heißt „Burewestnik". Ich hoffe, daß Ihr diese meintet. Wenn ja, verzeihe ich Euch den Fehler.

R. Kochritsch, Leipzig

Meiner Meinung nach bezieht sich kein Beitrag im Heft 3/86 auf eine Produktionsvereinigung bei Aschchabad. Oder?

Elfriede Wolff, Potsdam

Haben Sie etwa 1986 den Schwierigkeitsgrad erhöht? Eher aber möchte ich annehmen, daß die Lösung in dem in Heft 2/86 angekündigten Beitrag „Mutter der Wüste" versteckt ist, der vielleicht aus aktuell notwendigen Änderungen nicht erscheinen konnte.

Edda Steinberg, Berlin

Liebe Frau Steinberg, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, genauso war es. Unter allen Lesern, die einen Druckfehler vermuteten und „Burewestnik" als Lösung einsandten, haben wir drei Trostpreise von je 10 M ausgelost. Herzlichen Dank fürs unverdrossene Suchen!

Falkner-Saison

Eine Bemerkung zu Ihrer Rücktitel-Preisfrage nach der Beizjagd (FW 3/86): Falkner gab es nicht nur in früheren Jahrhunderten!

Manfred Schmidt, Potsdam

Da haben Sie recht. Unser Foto zeigt den betagten Jäger Aschirbai Bejermanow aus der Kirgisischen SSR. Er ist einer von denen, die diese Art der Jagd nicht aussterben lassen. In der DDR haben sich 280 Frauen

und Männer von insgesamt 42 000 Mitgliedern unserer Jagdgesellschaften der Beizjagd verschrieben. 20 Falkner legten im Herbst 1985 die Prüfung ab. Sie erfordert eine zweijährige intensive Vorbereitung, in der unter anderem ein Greifvogel handzahm abgerichtet werden muß. Von September bis Ende Januar gehen die Falkner auf die Jagd, vor allem nach Wildkaninchen und Raubzeug.

Rote Hochzeit

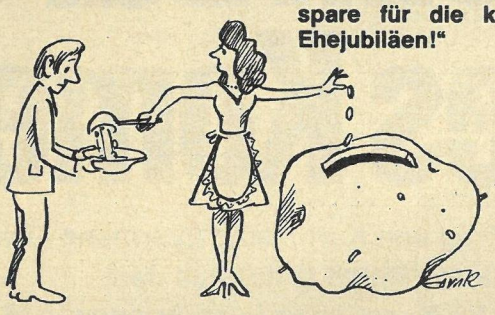
Ihre Leser haben nett zum Ehekalender (FW 26/85) geschrieben, ich habe auch eine Ergänzung. Die hölzerne Hochzeit wird in mancher Gegend auch als Veilchenhochzeit begangen, die gläserne als Kristallhochzeit, die Porzellan- als Chrysanthemenhochzeit.

Heinrich Hollenbach, Unterkatz

In Ihrem Beitrag „Jahrhundert-Ehe" fragt der Autor, ob man das seltene Jubiläum Brillantenhochzeit nennen könnte. Die Bezeichnung kenne ich für den 40. Jahrestag. Wie wäre es mit „Rote Hochzeit"? Diesen Vorschlag las ich in einem Zeitungsartikel, in dem von einem hundertsten Hochzeitstag – auch in Aserbaidshan – die Rede war. Der Jubilar selbst hatte ihn gemacht.

Fritz Jäger, Naumburg

Eine Deutung für die Kartoffelhochzeit nach drei Jahren hat uns leider niemand mitgeteilt. Nach dem Spottlied „Kartoffelsupp', Kartoffelsupp', die ganze Woch' Kartoffelsupp'... haben wir es selbst versucht:

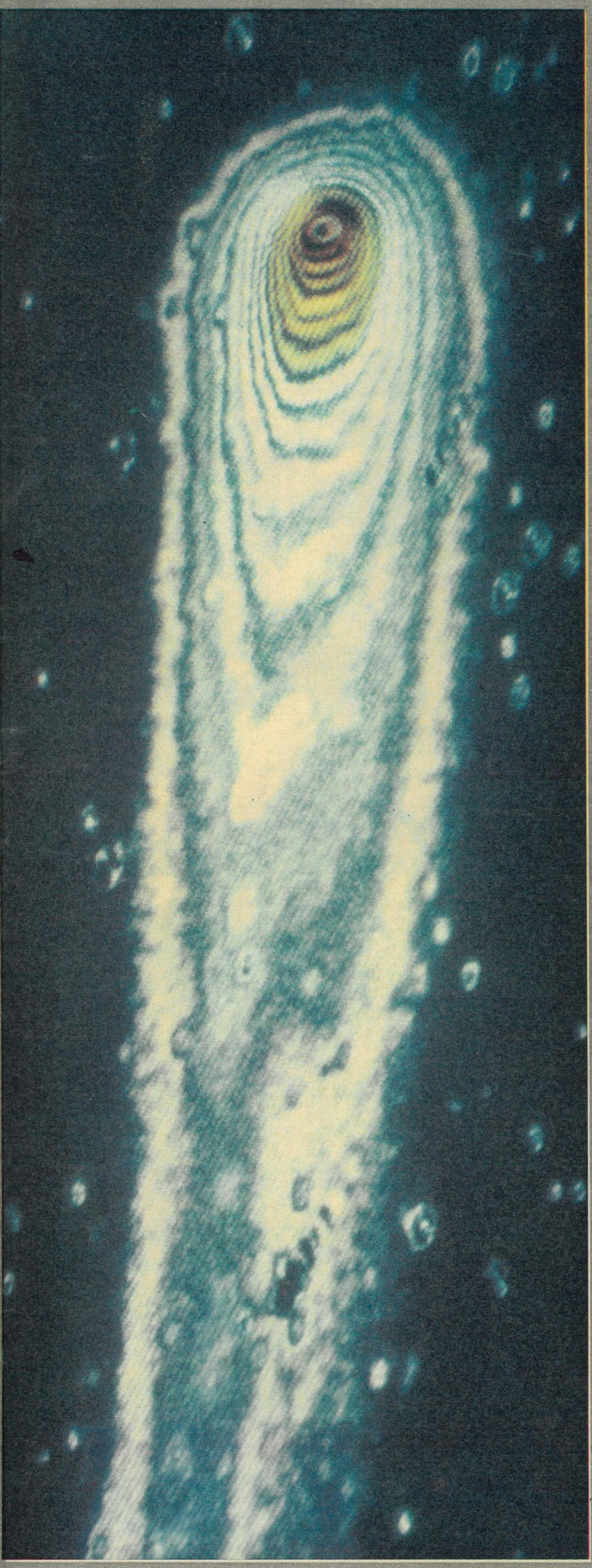


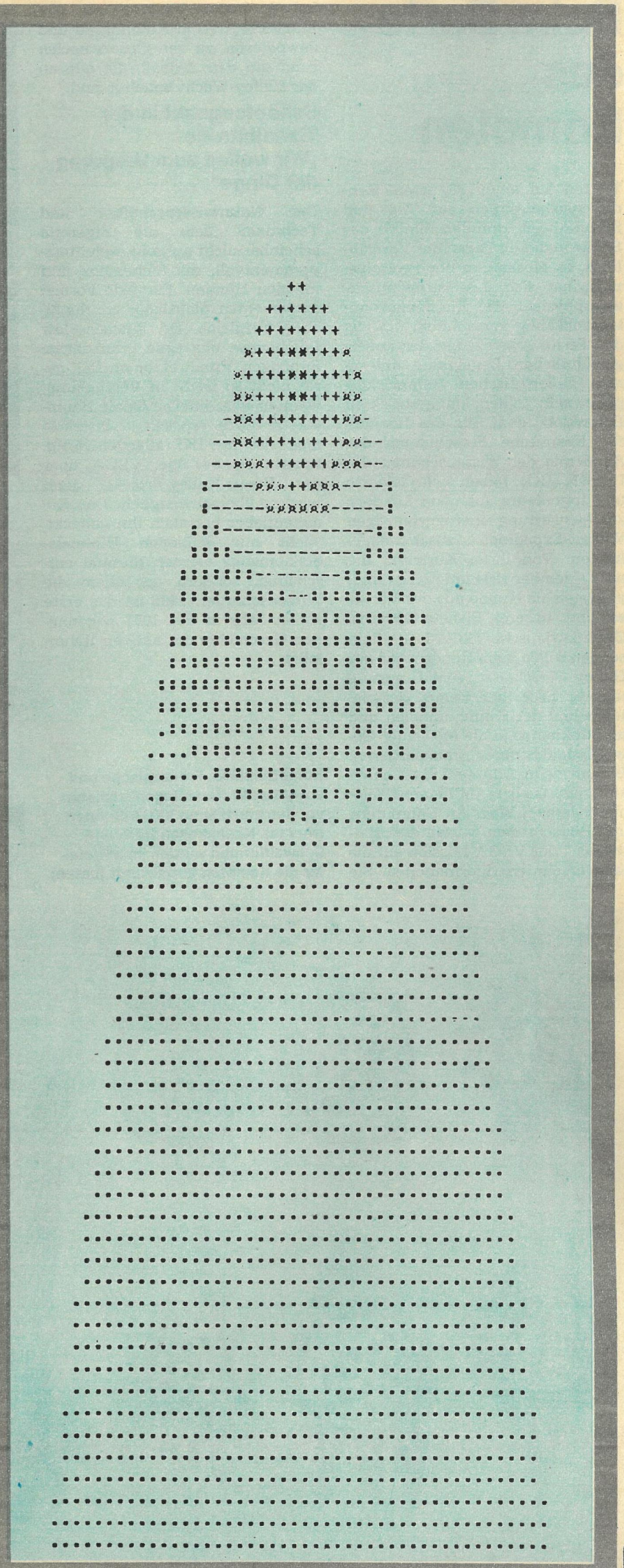
Legenden weichen Analysen. Ein Himmelsphänomen gibt seine Geheimnisse preis. Was der Maler Giotto im 14. Jahrhundert als Stern von Bethlehem ins Bild setzte (Foto unten), wird heute der Halleysche Komet genannt (Foto rechts). Leistungsfähige Kameras porträtieren diesen Boten aus fast fünf Milliarden Jahre zurückliegender Vergangenheit. Kopf, Bart, Schweif und Hof werden fotografiert und mit Meßinstrumenten untersucht. Computer kolorieren aus Daten und Bildern „Gemälde", die chemische Bestandteile hervorheben (Foto rechts Mitte). Rechenmaschinen setzen Bilder und Daten in Zeilen um, die Strukturen deuten lassen (Foto rechts außen). Die moderne Wissenschaft hat Halley endlich am Schopfe gepackt, um Rätsel unseres Sonnensystems zu lösen. Zwei sowjetische Raumsonden sind als erste nach über 440 Flugtagen an den Schweifstern heranmanövriert.

Eine Sternstunde für die Sternkunde:

Beim Barte des Kometen

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann (Text)
und Volkmar Billeb (Bild) aus dem
Institut für Kosmische Forschungen in Moskau.



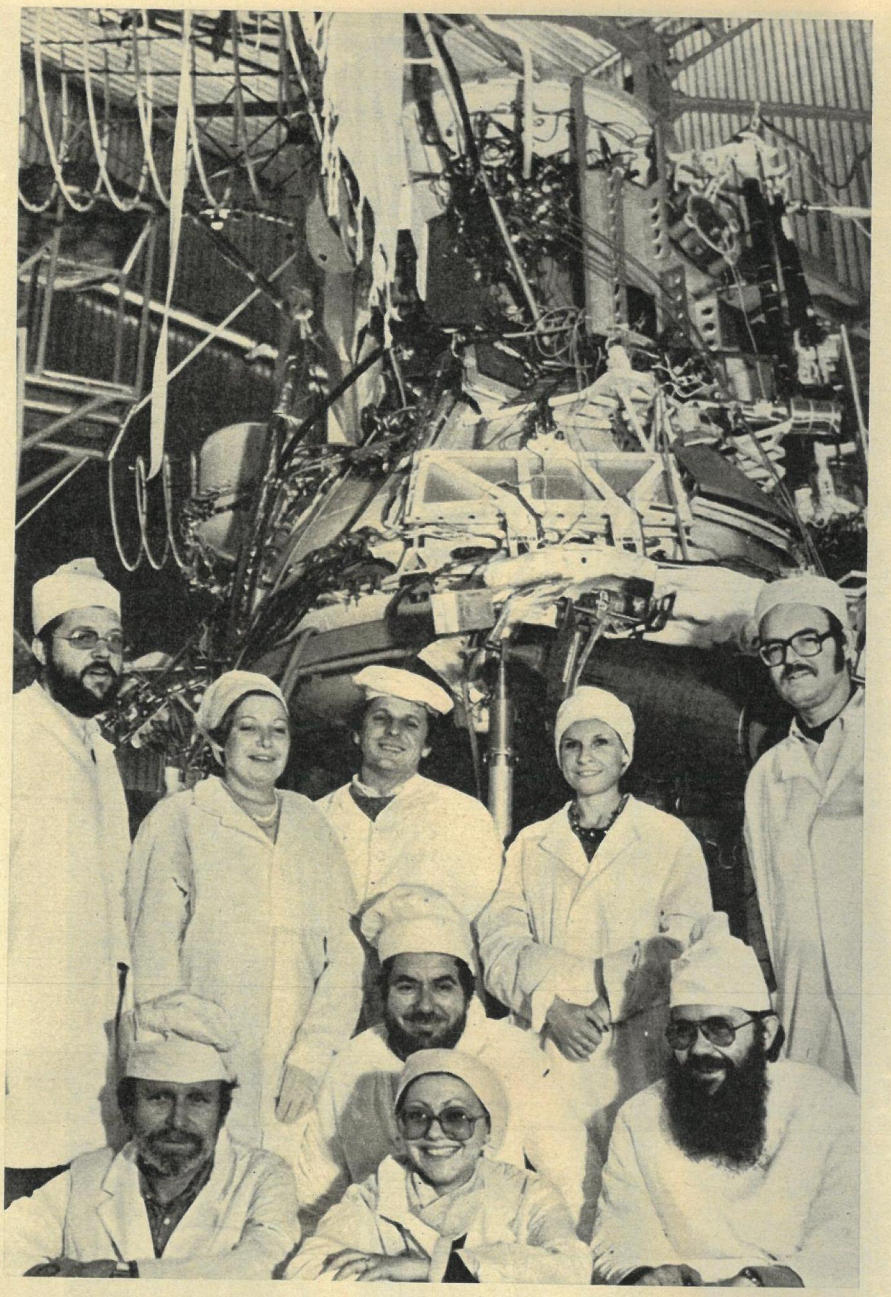


Beim Barte des Kometen

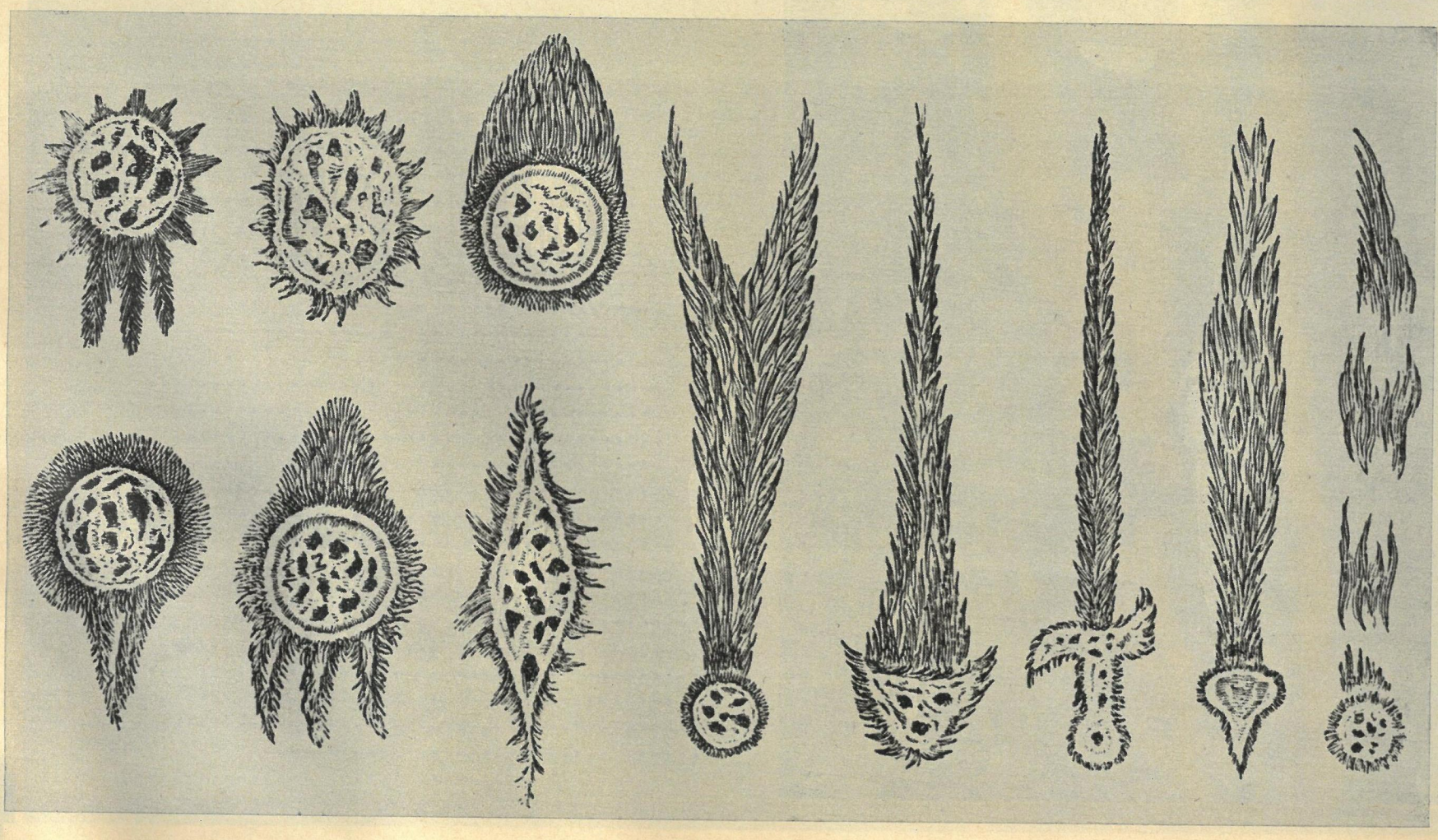
Warten auf einen Kometen. Rendezvous pünktlich auf Tag und Stunde weit draußen hinter der Sonne in diesen Tagen des Vorfrühlings. In Moskau, in der Profsojusnaja, hat sich das astronomisch-astrophysikalische Empfangskomitee vollzählig versammelt, um aus der Ferne Augenzeuge der außergewöhnlichen Begegnung mit einem außerirdischen Himmelskörper zu sein. In dem langgestreckten Betonklotz, dem Sitz des Instituts für Kosmische Forschungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (IKI), haben sich Gelehrte und Ingenieure aus neun Ländern zur Auswertung einer einzigartigen Weltall-Expedition zusammengefunden. Von ihren Kurieren, die seit Dezember 1984 unterwegs sind, erwarten sie Kunde aus der Vorgeschichte unseres Planetensystems. Zwei sowjetische VEGA-Raumflugsonden sollen beim Rendezvous mit Halley Botschaften vom Ursprung unserer Erde, der Venus, des Saturns und der Sonne einholen und im Funktempo in die Moskauer Gewerkschaftsstraße transportieren. Binnen zehn Minuten über einen einhundertsiebzig Millionen Kilometer langen Weg. An Computern und Bildschirmen warten die „Halleyoten" der VEGA-Mission auf die lang ersehnten Informationen. Sie haben Querverbindung zu den Flugleitzentren in Kaliningrad und Jewpatorija, zu den Observatorien rund um den Erdball, die alle an der Halley-Wacht beteiligt sind.

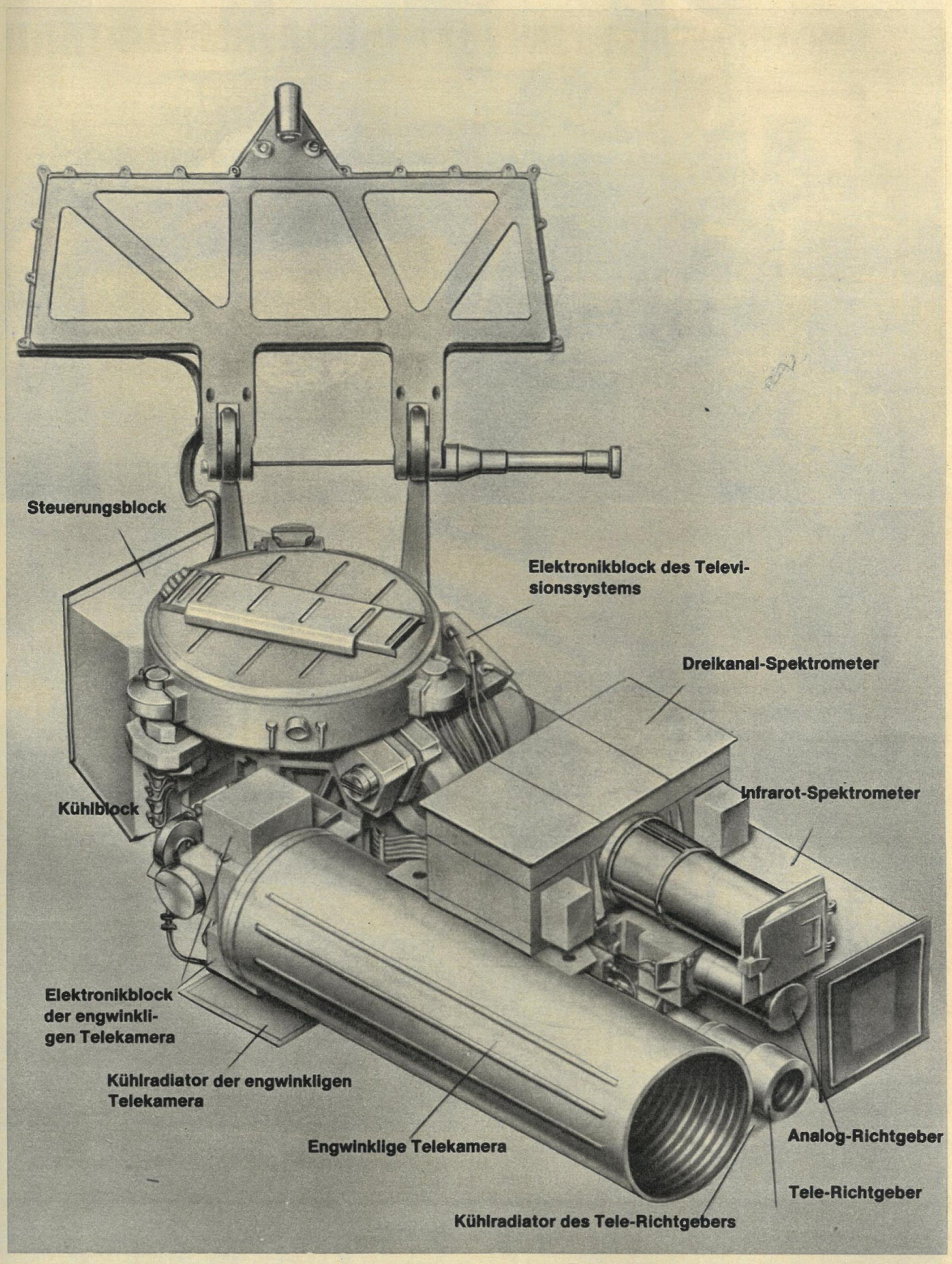
Schöpfungsakt in der Tiefkühltruhe: „Wir wollen zum Ursprung der Dinge"

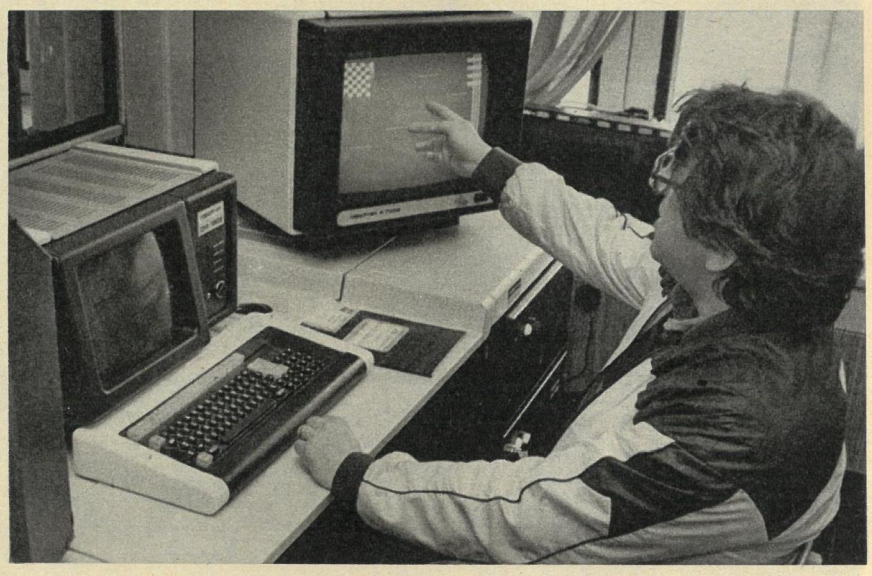
Der Naturwissenschaftler und Techniker, dem die Zigarette scheinbar nicht ausgeht, redet temperamentvoll, mit Vehemenz und mit den Händen. Für jede Formel hat er einen plausiblen anschaulichen Vergleich. Dr. Wjatscheslaw Balebanow, der agile grauhaarige Fünfziger, Vizedirektor im IKI, gerät nicht so leicht in Verzückung, wenn er über internationale Raumfahrtprojekte spricht. „Interkosmos" ist im IKI allgegenwärtig. Spricht er aber über VEGA, über das Venus-Halley-Projekt, dann wird er überschwenglich. Das Kometenfieber hat auch ihn gepackt. Nicht nur Millionen Himmels-Schaulustige werden diesmal entschädigt, sondern vor allem die Wissenschaftler. 1986 ist das erste Halley-Jahr in der 1957 begonnenen Geschichte der aktiven Raumfahrt.



Kometenbärte: Französische und sowjetische Raumflugspezialisten vor den startklaren VEGA-Sonden (rechts). Nach diesen Bart- und Schweifformen wurden im Mittelalter die Kometen klassifiziert (unten).







Wie Kometenbilder entstehen: Aufnahme durch die von sowjetischen, französischen und ungarischen Spezialisten entwickelten Fernsehkameras, die auf einer von ČSSR-Ingenieuren entworfenen Präzisionsschwenk-Plattform der VEGA-Sonden montiert sind (oben). Bilddarstellung der Daten und Bildauswertung im Moskauer Weltraum-Institut IKI mit Hilfe von Robotron- und Zeiss-Geräten aus der DDR (unten rechts).

Balebanow sagt: Eigentlich besteht der Komet aus schmutzigen Eisbergen, Schneebällen, in denen die Urmaterie eingefroren ist, aus der unser Sonnensystem entstand. „Kometen sind die Tiefkühltruhen, in der die Geschichte unseres Sonnensystems eingefroren ist. Konserviert, bis wir die Truhen öffnen und den Inhalt analysieren."

Hundert Milliarden Kometen parken in einem sphärischen Gürtel, der weit draußen unser Sonnensystem umschließt. Vielleicht auch noch zweihundert Milliarden Kometen in den kosmischen Hinterhöfen. Reste der Urwolke, aus der unser Planetensystem hervorging. Dort in den Hinterhöfen ist die Materie in dem Ursprungszustand wie vor 4,6 Milliarden Jahren. Eis- und Staubbrocken. Werden sie aus ihren Parkbahnen geworfen und in unser Sonnensystem gelenkt, dann kreuzen sie uns periodisch, in kurzen Abständen von wenigen und in langen bis zu einigen hundert Jahren. Halley ist ein mittelmäßiger Sprinter mit 75 bis 79, jetzt 76 Jahren. Alle Kometen spielen mit dem Feuer der Sonne, verdampfen Materie bei jedem Umlauf, sind zum Untergang verurteilt. Halley wird vielleicht noch 120- bis 200mal am Himmel von der Erde aus gesichtet werden. Jetzt verwandelt er sich wieder in eine riesige Gasfabrik, die am 9. Februar bei der Sonnenpassage eine unglaubliche Spitzenleistung erreichte. Über dreieinhalb Millionen Tonnen Gas verlor an diesem Tag der schmelzende Eisberg. Einen Bart trägt er vor sich und einen Schweif hinter sich her, der auf einhundert Millionen Kilometer Länge anwächst.

„Wir wollen zum Ursprung der Dinge. Wir wollen mit den VEGA-Sonden den Versuch unternehmen, Urmaterie zu erkunden", sagt Balebanow. Das mag phantastisch klingen, hat aber den technischen Pioniergeist des Menschen beflügelt und die kameradschaftliche Zusammenarbeit der Wissenschaftler vieler Länder gefördert.

Es ist der erste Ausflug in die kosmische Archäologie, der mit den VEGA-Sonden unternommen wird.

Balebanow skizziert das Programm der Sonden: „Unsere irdischen Sendboten beginnen mit der Arbeit nach 440 Flugtagen. Wir hoffen, daß mit Hilfe der Fernsehkameras Aufnahmen vom Kometenkern gemacht werden. Uns interessieren in erster Linie die physikalischen Eigenschaften und die chemische Zusammensetzung. Vielleicht können wir dann das weitere Schicksal von Halley genauer voraussagen."

Der IKI-Vize schildert das Rendezvous mit Halley, als habe er es schon erlebt. Einen Film, wie man sich das Treffen mit den Himmelsvagabunden vorstellt, hat das hauseigene Kinostudio schon in der Projektphase vor einigen Jahren ange-

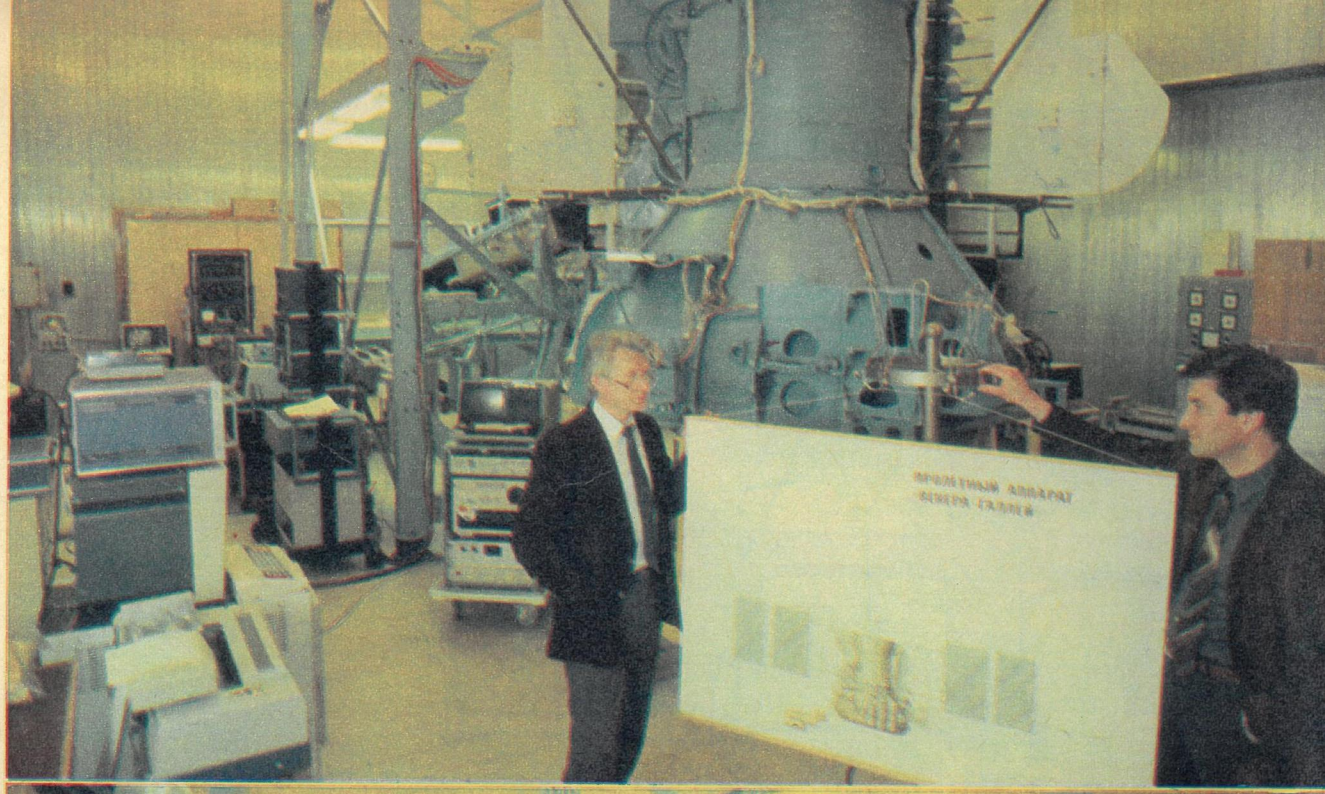
Fortsetzung Seite 51

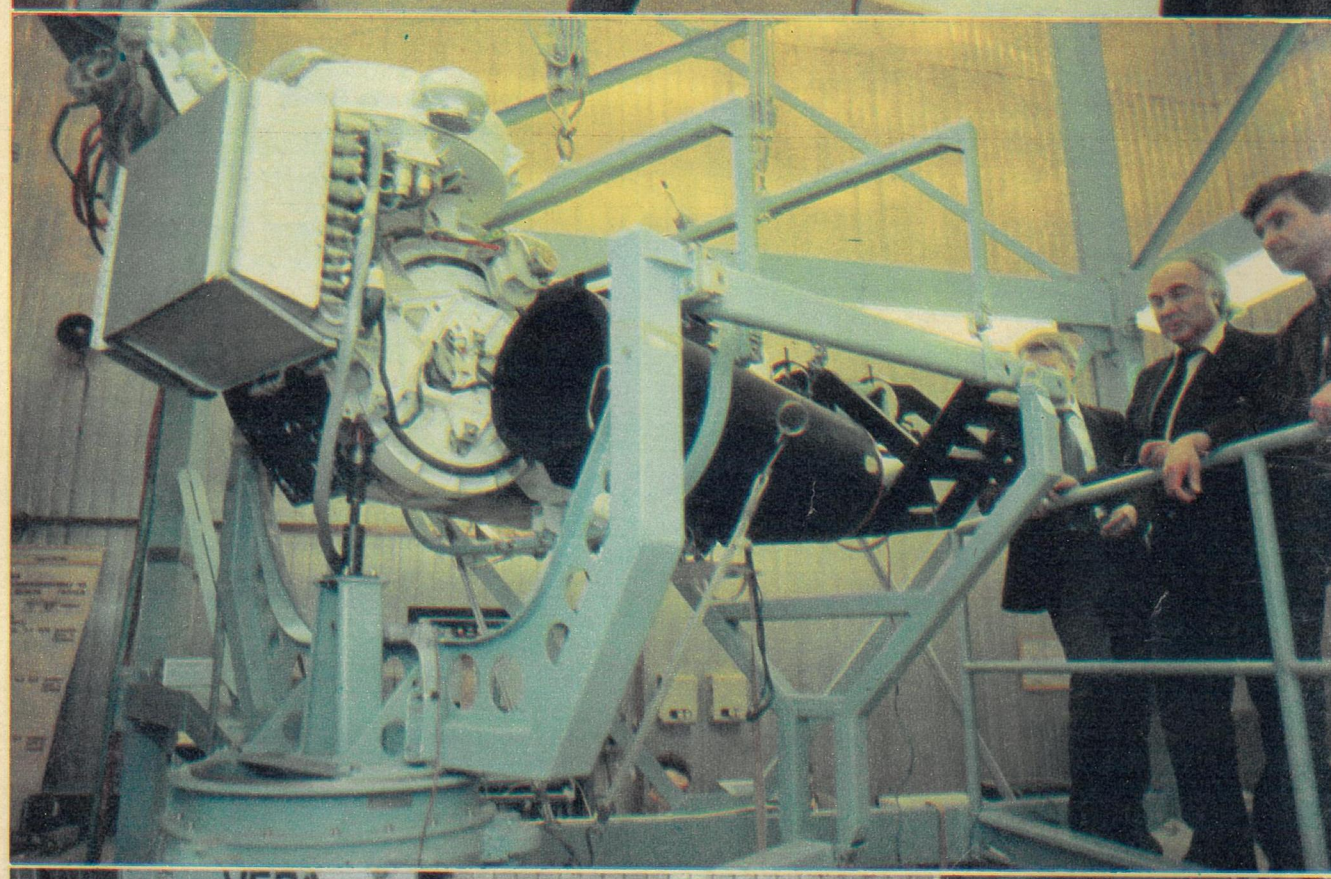
Beim Barte des Kometen

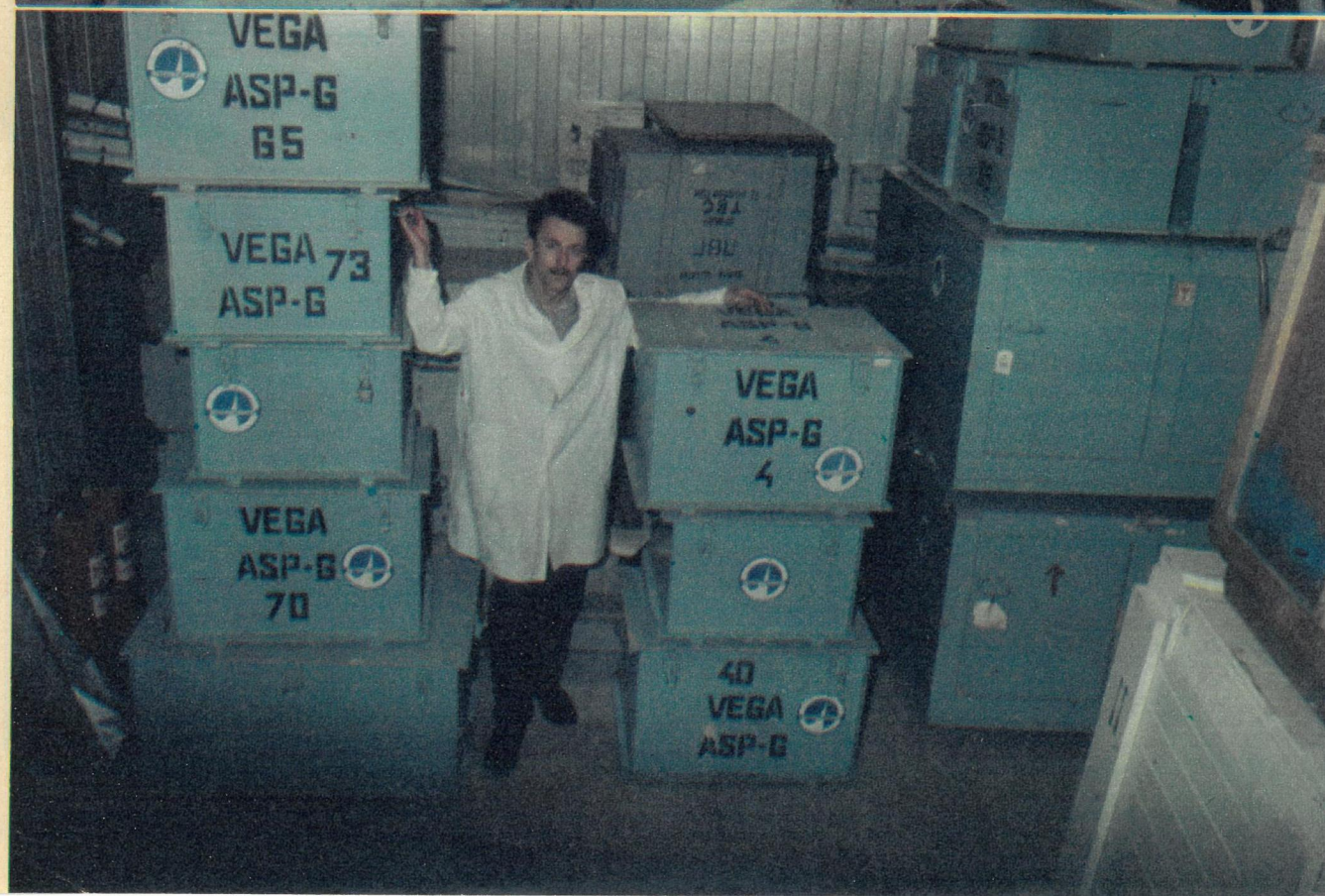
VEGA-Venus-Halley ist eines der bisher größten, auf sowjetische Initiative entstandenen internationalen Raumflugprogramme, an dem sich neun Länder direkt beteiligen. Die Spezialisten aus Polen, Bulgarien, Ungarn, Frankreich, Österreich, aus der ČSSR, DDR und BRD schickten ihre Ausrüstungskomplexe für die Kometenmission nach Moskau (Bild unten). Vor allem die Kameras für die Halley-Aufnahmen wurden ausführlichen Tests unterzogen (Bild Mitte: Dr. Balebanow und seine Mitarbeiter am Prüfstand). Den beiden VEGA-Sonden assistieren auf der langen Weltallreise die Double-Exemplare (Bild oben), die im Moskauer Institut für kosmische Forschungen die einzelnen Flugphasen am Boden „mitfliegen" unter Aufsicht des VEGA-Projektchefs Boris Nowikow (im Bild links) und des Testleiters Gennadi Sassin (im Bild rechts).

Den weiten Weg vom Kosmodrom Baikonur in Kasachstan über den Nachbarplaneten Venus zum Halleyschen Kometen veranschaulicht nachfolgende Tabelle:

Start, Einschuß auf Interplanetarkurs Erde–Venus:
15. 12. 1984 (VEGA-1); 21. 12. 1984 (VEGA-2).
Gesamtflugstrecke Erde–Venus: 500 Millionen km (VEGA-1).
Eindringen des Landeapparates in die Venusatmosphäre:
11. 6. 1985 (VEGA-1); 15. 6. 1985 (VEGA-2).
Flugtage Erde–Venus: 178 Tage (VEGA-1); 176 Tage (VEGA-2).
Distanz Venus–Erde bei Ankunft der Sonden: 102 Millionen km (VEGA-1); 107 Millionen km (VEGA-2).
Erste Datenübertragung wissenschaftlicher Forschungen beim Anflug auf den Kometen aus einer Distanz Sonde–Halley von 14 Millionen km: 4. 3. 1986 (VEGA-1); 7. 3. 1986 (VEGA–2).
Zweite Datenübertragung aus einer Distanz Sonde–Halley von 7 Millionen km: 5. 3. 1986 (VEGA-1); 8. 3. 1986 (VEGA-2).
Erreichen des Minimalabstandes von 10 000 km bzw. 3000 km zum Kometenkern und dritte Datenübertragung: 6. 3. 1986 (VEGA-1); 9. 3. 1986 (VEGA-2).
Flugdauer Venus–Halley: 268 Tage (VEGA-1); 267 Tage (VEGA-2).
Vierte Datenübertragung nach Vorbeiflug am Kometen aus einer Distanz von 7 Millionen km Sonde–Halley: 7. 3. 1986 (VEGA-1); 10. 3. 1986 (VEGA-2).
Fünfte Datenübertragung nach Vorbeiflug am Kometen aus einer Distanz von 14 Millionen km Sonde–Halley: 8. 3. 1986 (VEGA-1); 11. 3. 1986 (VEGA-2).







fertigt. Balebanow hebt vor allem die Tele-Inspektion des Kometen und die Computer-Auswertung hervor: „Mit Hilfe des Telekomplexes wollen wir Schwarz-Weiß- und Farbaufnahmen unterschiedlichen Formats vom Inneren der Kometenkoma und des Kometenkerns erhalten. Drei Aufnahmeserien aus verschiedenen Distanzen zu Halley sind für beide VEGA-Stationen vorgesehen: aus vierzehn Millionen Kilometer und aus sieben Millionen Kilometer Abstand vom Kometen und schließlich bei der unmittelbaren Annäherung. Die Aufnahmen werden kodiert und als Zahlen per Funk zur Erde übermittelt und hier mit Geräten, die in der DDR entwickelt wurden, wieder zusammengesetzt und interpretiert."

Eine schwierige Operation steht VEGA-1 am 6. März und VEGA-2 am 9. März bevor. Die Stationen und der Komet fliegen mit achtundsiebzig Sekundenkilometern aneinander vorbei, der Kometenkern, das wichtigste Forschungsobjekt der gesamten Mission, kreuzt die Sonden in Bruchteilen einer Sekunde. Über vierhundertvierzig Tage Expeditionstour für diesen winzigen Augenblick!

Man hofft also, etwas Näheres vom kosmischen Lebenslauf, von der Geburt der Sonne und der Planeten zu erfahren. Nicht nur das, sagt Balebanow. Unsere Untersuchungen haben auch sehr praktische Aspekte. Der Komet ist ein Naturlaboratorium mit ständig wechselnden Zustandsgrößen der Materie. Wir studieren Prozesse, die für die Energiewirtschaft der Zukunft bedeutungsvoll sind, auf jeden Fall für die Plasmaphysik.

Das gewaltige Halley-Labor hat auch die Konstrukteure der Sonden herausgefordert. Vor allem beim Entwurf der Datenkanäle und des Schutzpanzers der Station. Der Informationsfluß pro Sekunde mußte auf das Zwanzigfache gegenüber bisherigen Kommunikationssystemen gesteigert werden. Über 1400 Telebilder will man einfangen. Im Hauptkanal werden je Sekunde 65 536 Informationseinheiten, im zweiten „Draht" 3072 Daten pro Sekunde übermittelt. Aus hochtechnologischen Erzeugnissen setzt sich die gesamte VEGA-Konstruktion zusammen. Im Labor des IKI wurde sie auf ihre Tauglichkeit für das Weltall-Labor eingehend untersucht. Fragen Sie Gennadi Sassin, schlägt uns Balebanow vor. Das ist der verantwortliche Testingenieur, und er weiß am besten, was in den ersten Märztagen mit den VEGA-Stationen alles passieren kann.

Staubkörnchen mit Tonnenwucht: „Wir müssen durch ein kosmisches Unwetter fliegen"

Die VEGA-Stationen haben die Torturen, denen sie vor allem in den letzten Tagen vor ihrer Begegnung mit Halley ausgesetzt sind, schon einmal durchgemacht. In den Prüfständen des IKI wurden sie kometenfest gemacht. In Labors lieferte man sie erbarmungslos einem Hagel von Mikrometeoriten aus. Katapulte schleuderten winzige Staubkörnchen auf die metallene Haut der VEGA-Sonden. „Druckkanonen" jagten Gasmoleküle auf die Flugkörper. Elektronenbündel hämmerten wie Steinschläge auf sie ein. Doch die praktischen Versuche reichten nicht aus, da die gewaltigen Aufprallkräfte nicht simuliert werden können. So führte man die Tests mit mathematischen Modellen fort.

„Wir müssen durch ein kosmisches Unwetter fliegen. Ein Sturzflug durch Stein- und Staubwolken. Die Landung auf der Venus ist – verglichen mit der Annäherung an Halley – eine gemütliche Spazierfahrt in der Pferdedroschke. Deshalb mußten wir die VEGA-Sonden mit einem Schutzpanzer umgeben", erzählt uns Gennadi Sassin, der oberste Gütekontrolleur der VEGA-Technik im IKI. Der Mittdreißiger zählt die Schwierigkeiten auf: Nur wenige Kilo durfte die Abschirmung wiegen, aber Tonnen sollte sie abwehren. Mit einem Begegnungstempo von 250 000 Kilometern pro Stunde jagen Sonde und Komet aufeinander zu. Mit demselben Tempo treffen Staubpartikel auf den Flugkörper und lösen Detonationen gewaltigen Ausmaßes aus. Ein Krümel von der zehnten Masse eines einzigen Gramms bewirkt die Wucht eines Aufpralls wie bei einem Autozusammenstoß im zügigen Straßentempo. Da man Raumflugkörper nicht mit zentimeterdicken Stahlplatten ausrüsten kann, fand man in einer Mehrschichtfolie eine akzeptable technische Lösung. Die äußere Haut, ein millimeterdünner Antistaubschirm aus „Wellblech", einer Aluminiumlegierung, soll Mikrometeoriten bremsen und verdampfen lassen. Unter ihr verbirgt sich eine Art Kugelfangweste: eine in einem größeren Abstand dahinter liegende Zweitschicht, die durchdringende Splitter aufsaugt. Sicherheitshalber wurden die wichtigsten Instrumententeile in eine dritte Schutzfolie gewickelt.

Halley ist ein sehr staubiger Komet. Schon der seitliche Aufprall eines stecknadelkopfgroßen Brösels könnte VEGA aus der Bahn werfen und die von ihren Antennen ausgestrahlten Nachrichten an der Erde vorbeigehen lassen.

Wie werden die Sonden den Stauborkan in Kometennähe überstehen? Das mathematische Modell dieses kosmischen Unwetters, das die IKI-Computer berechnet haben, hat folgende Flugprognose gegeben. Größere Staubpartikel würden beim Aufprall auf den Sonden einen Druck von unvorstellbarer Größe auslösen: bis zu 50 Millionen Atmosphären. Da versteht man, wenn man diese Zahlen hört, warum Gennadi Sassin im Vergleich dazu die Venuslandung eine gemütliche Droschkenfahrt nennt. Nur fünfhundert Atmosphären Druck sind die Flugkörper auf dem Morgen- und Abendstern im schlimmsten Falle unterworfen. Trotzdem bleibt Sassin optimistisch: „Ein Zufall kann zwar alles noch gefährden. Aber nach unseren Tests und Meßwerten sind die Chancen günstig."

Er hat vor allem die Kameras auf der Schwenkplattform eingehend geprüft. Wenn sie in der ersten Märzdekade funktionieren, dann haben die Astrophysiker und Astronomen ein einzigartiges Erlebnis. Dann flimmern über Robotron-Bildschirme aktuelle Bilder aus der Vor-Urzeit unseres Sonnensystems.

Botschaft des Kometen: „Unsere Sonden sind Pfadfinder"

Die beiden Sonden sind nicht allein Kometenkundschafter mit Telekameras und zahlreichen Meßinstrumenten. Mit dem schönen russischen Wort „Lotsmann" wird eine weitere Missionsaufgabe der sowjetischen Stationen betitelt. VEGA-1 und VEGA-2 übernehmen die Pfadfinderrolle für drei weitere Kometensonden, die nach ihnen auf Halley treffen oder den Kometen aus größerem Abstand observieren sollen. VEGA-1 und VEGA-2 sind die Navigatoren für „Giotto", den sich bis auf 1000 Kilometer Tuchfühlung dem Kometen nähernden Flugkörper der westeuropäischen Weltraumagentur ESA, und für die beiden japanischen Minisonden „Suisei" (Komet) und „Sakegake" (Herold). Die Meß- und Positionsdaten der beiden sowjetischen Stationen werden den Flugleitzentren der westeuropäischen und japanischen Raumfahrtbehörden ständig übermittelt. Dort verfolgt man genauso gespannt wie im IKI, was die sowjetischen Sonden melden werden. Die beiden Stationen, die im Dezember 1984 von der Kasachischen Steppe auf ihre große Tour gegangen sind, erkunden das Umfeld des Kometen, orten präzis dessen Himmelskoordinaten, die Gasdichte, Temperatur und Steinhagel-Lawinen. Sie signalisieren auch Gefahrensituationen, damit „Giotto", „Suisei" und „Sakegake" sicherer ihr Ziel erreichen können.

Ein Beispiel von internationaler Wissenschaftskooperation, das Vorbild für politische Verhaltensweisen sein kann. „Unsere Sonden sind Pfadfinder. Nicht nur auf dem Wege zu Halley, sondern auf neuen, sinnvollen Wegen der Zusammenarbeit von Forschern und Ingenieuren vieler Länder", sagt uns Boris Nowikow, VEGA-Projektchef. Er und andere im IKI denken schon an Zukunftsprojekte, denen noch schwierigere Navigationsmanöver bevorstehen.

VEGA hat neue Positionslichter in die politische und in die kosmische Landschaft gesetzt. VEGA räumt zudem jahrtausendealten Kometenglauben aus, die Bart- und Haarsterne seien Unglücksboten, Katastrophenverkünder. Halley 1986 könnte nun zu einem kosmischen Hoffnungsfunken werden, der über den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn zu direktem Nutzen für die Menschheit führen kann: Raumfahrt im Interesse des Friedens zu internationalisieren.

Die Zeichen sind gesetzt. Nach Halley auf zum Mars, zu jenem Planeten, dessen Name vom Kriegsgott entlehnt wurde. Landung auf dem Phobos, dem einen von beiden Marsmonden. Über ein Dutzend europäischer Länder hat seine Teilnahme an diesem Unternehmen, das mit neuen sowjetischen Sonden im IKI für 1988 vorbereitet wird, zugesagt. Der fach- und sachkompetenteste Astrophysiker der USA, Carl Sagan, ein streitbarer Gelehrter gegen SDI und Sternenkriegspläne, denen anspruchsvolle NASA-Kometenflugprojekte geopfert wurden, plädiert jetzt noch energischer für eine sowjetisch-amerikanische Mars-Mission. Carl Sagan sagt: „Wir haben vor kurzem die Mittel zu unserer Selbstzerstörung ersonnen und müssen uns nun wirklich fragen, wie viele Menschen noch übrig sein werden, wenn der Halleysche Komet im Juli 2061 das nächste Mal an der Erde vorbeifliegt."

Besinnt man sich überall auf die Koalition der Vernunft auch in der Raumfahrt, dann öffnen sich neue Startfenster, durch die das All ausschließlich für friedliche Zwecke erobert werden kann. Vielleicht apostrophieren spätere Generationen Kometen als Sendboten der Zuversicht und der menschlichen Intelligenz.

Das Kometenjahr 1986, das wissenschaftlich von den sowjetischen Sonden gekrönt wird, ist das Jahr, das mit der Botschaft Michail Gorbatschows begann, bis zur Jahrtausendwende alle Atomwaffen in der Welt zu beseitigen. Was könnte dann die nächste Halley-Mission in 75 Jahren für ein kühnes Vorhaben werden! Balebanows Urenkel, Sassins Enkel im Verein mit den Erben von Carl Sagan... Vielleicht sogar Kosmonauten und Astronauten gemeinsam an Bord eines Raumschiffes, das mit vollen Segeln im Sonnenwind auf Halley-Kurs geht. Das wäre etwas, beim Barte des Kometen!

Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Zeitschrift „Ogonjok".

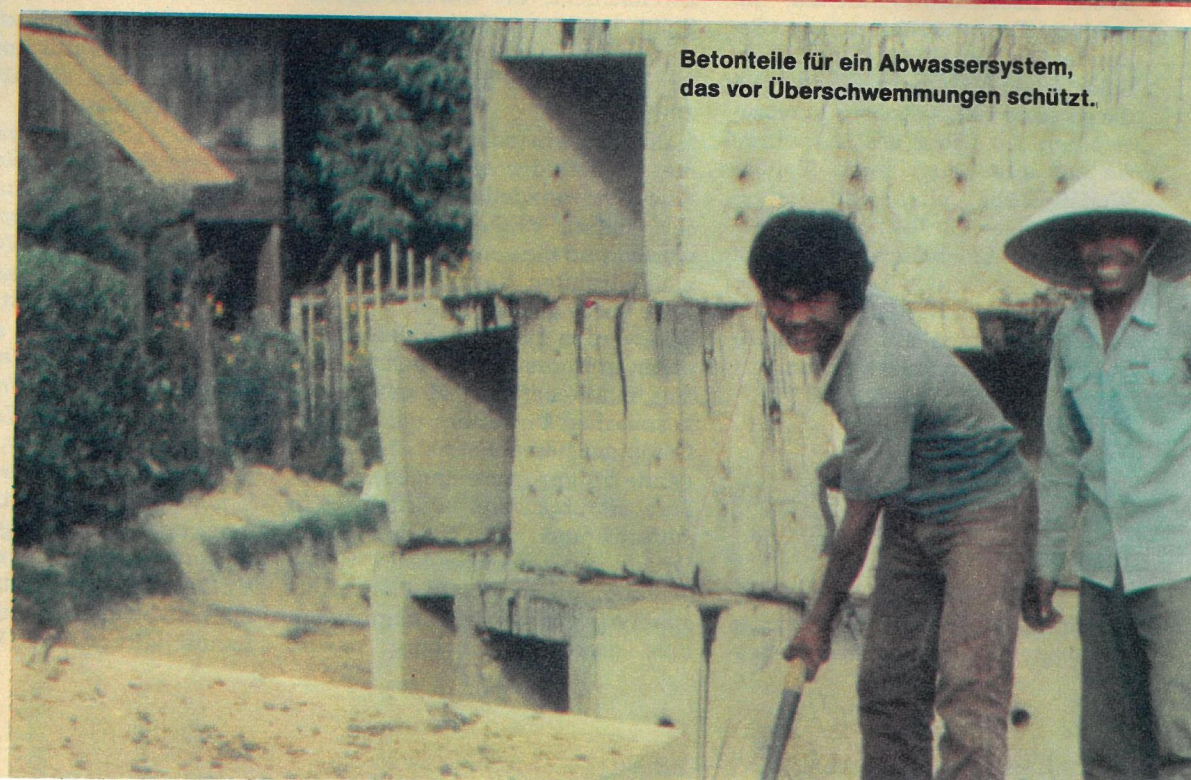
Zusatzfoto: Archiv

Das Fahrzeug blieb im Schlamm stecken und zog sich mit einer Seilwinde selbst heraus.

Wladimir Dudinzew mit laotischen Straßenbauern.

Während der Regenzeit versinken hier Straßen und Wege im Schlamm, in der Trockenperiode hüllen sie die Reisenden in Staubwolken. Der Ausbau eines Verkehrsnetzes genießt in der jungen Volksdemokratischen Republik Laos Vorrang. Überdies hat das einzige Binnenland Südostasiens keinen direkten Zugang zum Meer. Jetzt entsteht eine Allwetterstraße, die das ganze Jahr über befahrbar ist und zu dem vietnamesischen Seehafen Da Nang führt. Straßenbauer bahnen ihr den Weg durch Dschungel, über Berge, Flüsse und viele andere Hindernisse. Sozialistische Bruderländer helfen dabei.

Ein Bericht von Horst Szeponik (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos)



Betonteile für ein Abwassersystem, das vor Überschwemmungen schützt.

Die Straße Nr. 9: Auf dem Weg zum Meer

Überall an der Trasse trifft man auf Baufahrzeuge aus der UdSSR.

Rast in Outhoumphone auf der Fahrt nach Savannakhet am Mekong.

Kinder an der Straße Nr. 9 und zweckentfremdete Schränke.

Auf dem Weg zum Meer

Unser Fahrzeug wirbelt eine lange, meterhohe Staubfahne auf. Sie verdeckt die Sicht nach hinten und hüllt alle in eine Wolke ein, die des Weges kommen: Fußgängergruppen, Kinder auf dem Fahrrad, Bauern auf Ochsenkarren. Die Wolke färbt Sträucher, Bäume und andere Gewächse am Rande der Piste rostrot ein.

Kommt uns ein Lastwagen oder Autobus entgegen, scheint es geraten, auf den etwas kühlenden Fahrtwind zu verzichten. Die Wagenfenster werden hochgekurbelt und die schweißtreibende Backofenhitze ertragen. Aber dem feinen Straßenstaub entgehen wir nicht. Wir bemerken es spätestens am Abend, wenn unter der Dusche das Wasser in rötlichen Bächen vom Körper rinnt.

Jetzt ist die günstigste Reisezeit in Laos, denn die Trockenperiode, die von Oktober bis April reicht, hat begonnen. Im sogenannten Winter, in dem hier im Mekong-Tal die Temperaturen durchaus über dreißig Grad Celsius steigen, ist der Boden knochenhart.

Doch wenn die Regenzeit einsetzt, verwandelt sich der rote Lateritboden in ein riesiges Schlammbad. Man versinkt bis über die Knöchel im Erdreich, und die Ochsenkarren mit ihren mannshohen Rädern kommen in diesem Brei noch am besten voran. Wir erleben in Südlaos die Ausläufer der Regenzeit.

Durchs Gebirge zum Meer

Ein hölzernes Tor spannt sich über die Straße: Hier beginnt die Nr. 9 – östlich der südlaotischen Stadt Savannakhet am Mekong. Wir rollen etwa fünfunddreißig Kilometer über eine Piste, bis unser olivgrüner Geländewagen ein geschottertes Straßenbett erreicht und sich seine Räder nur noch mahlend und knirschend über das zerkleinerte Gestein vorwärtsbewegen.

Bulldozer schieben am Straßenrand Erde, eine Planierraupe rattert dröhnend über Schotter, und ein kettenrasselnder Bagger hievt Betonteile. Wir steigen aus und stapfen über die entstehende Straße zu einer Baukolonne. Ein schnurrbärtiger Riese überragt wie ein Turm die ihn umringenden Männer. Er spricht russisch, und seine Worte übermittelt ein Laote mit gelbem Plastehelm seinen Kollegen.

Der Moskauer Straßenbauingenieur Wladimir Dudinzew gehört zu einem sowjetischen Kollektiv, das an diesem Abschnitt der Straße Nr. 9 den Laoten bei Projektierung und Bau dieser wichtigen Verkehrsader hilft. Die Sowjetunion liefert auch Straßenbaumaschinen und schwere Fahrzeuge. Der als Dolmetscher fungierende laotische Ingenieur Southivone hat sein Diplom in Rostow am Don erworben, wie auch schon andere seiner Landsleute an verschiedenen sowjetischen Hochschulen. Die DDR bildet ebenfalls Laoten als Fachleute für den Straßenbau aus.

Wladimir nimmt uns zu einem flachen Gebäude mit, wo in einem langen Raum mit einem fast ebenso langen Tisch sowjetische Spezialisten gemeinsam mit Laoten den Verlauf der Trasse projektieren. Pläne, Meßtischblätter, Zeichnungen... Viktor Kusnezow, der Leiter der Projektierungsgruppe, unterbricht seine Arbeit und heißt uns herzlich willkommen.

„Wir befinden uns in Outhoumphone", informiert der Achtunddreißigjährige und weist auf einen roten Punkt der Karte. „An dieser Ortschaft, durch die unsere Straße Nr. 9 verläuft, entsteht ein 2800 Meter langer Abschnitt. Zwölf Meter breit in Outhoumphone, acht Meter breit außerhalb des Ortes. Das Schotterbett ist so gut wie fertig, die letzten Betonröhren an beiden Seiten, die während der Regenzeit die Wassermassen ableiten sollen, werden verlegt. Dann können wir diese Strecke mit einer Bitumenschicht überziehen."

Was bedeuten 2800 Meter asphaltierte Straße? Knappe drei von 247 Kilometern der Nr. 9 auf dem Weg zur vietnamesischen Grenze? Die Antwort: Jeder Meter dieser wichtigen Allwetterstraße war oder ist mit Hindernissen gepflastert. „Während der Monsunzeit schwemmen die tropischen Regengüsse alles weg, die Arbeit ruht", erklärt der zweiunddreißigjährige Wladimir Dudinzew und fügt hinzu: „Es mangelt an Arbeitskräften, wir errichten die einzelnen Abschnitte vor allem mit Männern und Frauen aus der dort ansässigen Bevölkerung. Die Reisbauern kommen, wenn sie nicht mit Arbeiten auf dem Feld beschäftigt sind. Es fehlen ihnen anfangs alle notwendigen Kenntnisse." Die Volksdemokratische Republik Laos, deren Territorium der Fläche Großbritanniens entspricht, ist dünn besiedelt, hat nur 3,6 Millionen Einwohner.

„Der Abschnitt, den wir hier fertigstellen, gehört dabei nicht einmal zu den kompliziertesten", wirft Viktor Kusnezow ein. „Viel vertrackter ist es im Gebiet zur vietnamesischen Grenze. Dort führt die Nr. 9 durch Dschungel, über Berge und Flüsse, die sich während der Regenzeit in reißende Ströme verwandeln."

Drei schäbige Routes Coloniales

Von der Unwegsamkeit dieses Landes, das zu vier Fünfteln mit Gebirge und Wäldern bedeckt ist, zeugt folgender Bericht. Vor 120 Jahren versuchte eine französische Expedition über den Mekong einen Weg nach Südchina zu finden. Frankreich hatte damals bereits Südvietnam mit dem Mekong-Delta erobert und dem benachbarten Kampuchea seine „Schutzherrschaft" aufgezwungen. Der Expedition, die mit Kanonenbooten ausgefahren war, verlegten bald Stromschnellen und Felsen den Weg. Sie mußte in kleine Boote umsteigen oder bewegte sich mühsam über Dschungelpfade. Der Mekong war nicht der erhoffte Zugang nach Südchina. Aber die Expedition informierte über drei Königreiche, aus denen Laos damals bestand.

Die französischen Kolonialisten verloren Laos fortan nicht mehr aus den Augen. Rund zwanzig Jahre später verleibten sie das einzige Binnenland Südostasiens ihrem Kolonialreich in Indochina ein, zu dem bereits Vietnam und Kampuchea gehörten.

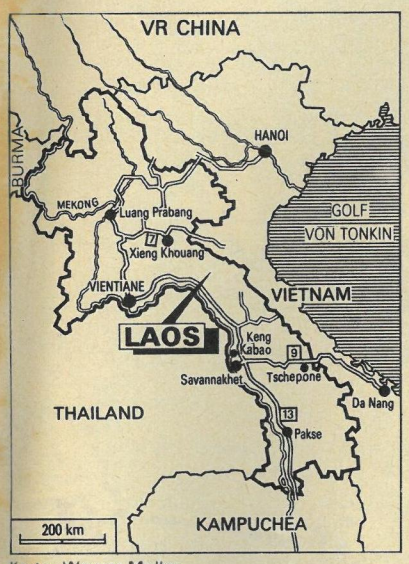
Als ihre Fremdherrschaft 1954 in Laos endete, gab es in diesem Land nur drei schäbige Routes Coloniales: Die Straße Nr. 13 entlang dem Mekong, die es mit Kampuchea verband, und die Straßen Nr. 7 und Nr. 9 nach Vietnam. Während beispielsweise zur Ausbeutung der Naturschätze Vietnams eine gewisse Infrastruktur notwendig war, hatte man dem abgelegenen Binnenland eine andere Rolle zugedacht. Laos sollte vor allem als Pufferstaat gegen die benachbarte imperialistische Konkurrenz dienen – gegen die britische Kolonie Burma und das unter britischem Einfluß stehende Siam (heute Thailand).

Dies bedeutete jedoch nicht, daß es keine koloniale Ausbeutung gab. „Die Franzosen bürdeten der Bevölkerung drückende Steuern auf: Kopfgelder, Abgaben für Rinder, Büffel, Elefanten, Pferde, Boote", schreibt Phoumi Vongvichit, Mitglied des Politbüros der Laotischen Revolutionären Volkspartei und Stellvertretender Ministerpräsident, in einem historischen Abriß.

Als schließlich die französischen Kolonialtruppen abzogen, hinterließen sie ein weit zurückgebliebenes Land. Die Straße Nr. 9 zum Beispiel, die 1902 als schmale, unbefestigte Piste angelegt worden war, konnte nur während der Trockenzeit benutzt werden.

In der folgenden neokolonialistischen Ära, die mit der Gründung der Volksdemokratischen Republik im Dezember 1975 beendet wurde, gelangten alle Importgüter über Thailand nach Laos. Gegenüber der Hauptstadt Vientiane liegt am anderen Ufer des Mekong die thailändische Stadt Nong Khai. Bis dort reicht der aus dem 500 Kilometer entfernten Überseehafen Bangkok kommende Schienenstrang. Da Laos ein Land ohne Eisenbahn ist, wird auch heute noch diese Verbin-

Werkstätten längs der Straße sorgen für Pannenhilfe.



Karte: Werner Muller

dung genutzt. Doch hat die Volksdemokratische Republik, die seit ihrem Bestehen gutnachbarliche Beziehungen zu Thailand anstrebt, in der Vergangenheit nicht immer gute Erfahrungen mit diesem Transitweg gemacht. Der Grenzübergang wurde zeitweise geschlossen, der Handel blockiert.

Mit dem Bau der Allwetterstraße Nr. 9 wird das Transitmonopol Thailands gebrochen. Ein Abkommen mit der Sozialistischen Republik Vietnam aus dem Jahr 1977 gewährt Laos die freie Benutzung des Hafens Da Nang und des vietnamesischen Teils der Straße Nr. 9. Es muß nicht wie in Thailand für Transitgebühren kostbare Devisen aufwenden, die es dringend für die eigene Entwicklung benötigt.

Vom Mekong zum Überseehafen

Viktor Kusnezow zieht aus einem Stapel Papier eine Karte, die den Verlauf der Nr. 9 zeigt. Sie beginnt hinter Savannakhet, geht von der entlang des Mekong verlaufenden Straße Nr. 13 ab und führt über das Phu-Lang-Gebirge zur vietnamesischen Küste.

Der Finger des Projektierungsleiters verharrt auf einem Abschnitt im Grenzgebiet, und Viktor Kusnezow sagt: „Hier mußten und müssen wir die größten Schwierigkeiten überwinden. Dabei halfen die Vietnamesen, die 47 Kilometer Straße und gemeinsam mit den Laoten 28 kleine Brücken bauten. Vier große Brücken wurden von der ČSSR, Ungarn und Bulgarien errichtet. Die Sowjetunion vollendet bald einen 240 Meter langen Übergang bei Tschepone, die größte der fünf großen Brücken."

Tschepone, dieser kleine Ort im vietnamesisch-laotischen Grenzgebiet, machte einmal Schlagzeilen. Und um die Welt ging damals ein dramatisches Foto: Ein südvietnamesischer Söldner hatte sich an die Kufen eines amerikanischen Hubschraubers geklammert, um der Schlacht an der Straße Nr. 9 zu entkommen. Vor fünfzehn Jahren – genau am 8. Februar 1971 – begann eine Invasion von 26 000 Mann südvietnamesischer Eliteverbände nach Laos. Der von USA-Generalstäblern ausgearbeitete Plan sah vor, daß die südvietnamesischen Verbände zum Mekong vorstoßen und Laos in zwei Teile trennen sollten. Das Unternehmen schlug fehl.

Fertig bis 1988

Ein großer Lastkraftwagen mit landwirtschaftlichen Geräten beendet seine Rast in Outhoumphane. Zwei junge Laoten in T-Shirts sitzen im Fahrerhaus. Ja, sie kommen direkt aus Da Nang, der vietnamesischen Hafenstadt. „La Kone" (Auf Wiedersehen), rufen sie uns zu. Das Fahrzeug startet, die letzte Strecke der rund 580 Kilometer langen Route beginnt. Es nimmt Kurs auf den Flughafen Keng Kabao am Mekong, der sich 24 Kilometer nördlich von Savannakhet befindet. Dort werden die in Da Nang übernommenen Güter auf Schiffe umgeladen und so nach Vientiane gebracht. Denn für die 600 Kilometer lange Tour auf der Straße Nr. 13 zur Hauptstadt benötigen sie etwa drei Tage. Auch diese Route wird jetzt zu einer Allwetterstraße ausgebaut.

Die Erweiterung des Straßennetzes bleibt für die nächsten Jahre eine vordringliche Aufgabe. Von ihrer Erfüllung hängen weitere Fortschritte in der Landwirtschaft und bei der Errichtung einer eigenen Industrie ab. Das beginnt bei der Versorgung. Das südliche Mekongtal ist ein traditionelles Reisüberschußgebiet. Wegen unzulänglicher Verkehrsbedingungen wird ein Austausch mit dem Norden behindert. In Xieng Khouang, der Ebene der Tonkrüge, wurden beispielsweise Erze mit einem hohen Eisengehalt entdeckt. Im Mekongbecken bei Vientiane erkundeten Geologen Kalilagerstätten. Außerdem ruhen Steinkohle, Zinn, Kupfer, Blei, Bauxit, Magnesium, Antimon, Gold und Edelsteine im Schoß der Erde. Erschließung und Abbau erfordern jedoch Transportwege.

Vorrang hat aber die Nr. 9. Wann werden die Lastwagen, die jetzt noch etwa einen Tag von Da Nang nach Savannakhet benötigen, über ein durchgehendes Asphaltband rollen? fragen wir beim Abschied. Viktor Kusnezow antwortet: „Bestimmt im Jahr 1988!" Southivone, der laotische Straßenbauingenieur, sagt: „Wir werden es schaffen."

Der heutige Präsident der Volksdemokratischen Republik Laos, Souphanouvong, war übrigens der erste Brücken- und Straßenbauingenieur seines Landes. Er hatte mit glänzenden Noten die Pariser École des Ponts et Chaussées Anfang der dreißiger Jahre absolviert. Doch in seiner Heimat bauten die französischen Kolonialbehörden keine Straßen und Brücken. So mußte er damals nach Vietnam gehen, um in seinem Beruf arbeiten zu können. Verständlich, daß der Repräsentant des Staates den Fortgang der Arbeiten an der Nr. 9 auch mit den Augen des Fachmanns verfolgt.

Wenn alles im Schlamm versinkt, der Ochsenkarren kommt voran.

Im nächsten Heft:

Moskau, Kremlpalast
Weiterer Bildbericht vom XXVII. Parteitag der KPdSU.

Zwischen Wäldern und Seen
Wer kennt denn schon Malchow...?
Vierter Beitrag unserer Serie „Kleine Städte vor dem XI. Parteitag der SED".

Foto: L. Willmann

Siedeln wir im Weltall?
Raumfahrer und Raumstationkonstrukteur Prof. Feoktistow erklärte FREIE WELT, wie Flugkörper in „Großblockbauweise" in der Schwerelosigkeit zu Bauwerken von über 100 t durch Kopplungsmanöver montiert werden. Ein Exklusiv-Beitrag zum neuen sowjetischen Orbitalkomplex „Mir".

Fesseln für den „Schwarzen Fluß"
FW-Reporter am größten Staudammprojekt Südostasiens.

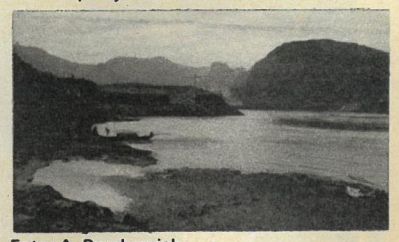


Foto: A. Paszkowiak

Kunde vom Bosporanischen Reich
Mit zufälligen Entdeckungen beim Pflügen eines Feldes (Foto: Sandsteinfigur aus dem 4. Jh. v. u. Z.) begannen 1982 auf der Krim Ausgrabungen, die Sensationelles zutage brachten. FREIE WELT berichtet exklusiv.

Foto: A. Botschkarjow

Redaktionsschluß für dieses Heft
25. 2. 1986

Architektur friedlicher Forschung

„Mir“ – der neuartige Orbitalkomplex der UdSSR. Was Kosmonaut Alexej Leonow gemeinsam mit seinem Co-Autor Sokolow an der Staffelei in Öl auf Leinwand darstellte, wird Wirklichkeit: die große Modul-Orbitalstation mit einem Basisteil von sechs Anlegeplätzen. In der Nacht zum 20. Februar verließ eine zwanzig Tonnen schwere Konstruktion, angetrieben von mehr als sechzig Millionen Pferdestärken der „Proton“-Rakete, den Weltallbahnhof Baikonur und manövrierte in eine Umlaufbahn um unseren Planeten: das Fundament für ein Bauwerk in der Schwerelosigkeit. Dieser Zentralmodul ist mit einem halben Dutzend Kopplungsaggregaten ausgerüstet, an denen vieltonnige Labors für unterschiedliche Wissenschaftsaufgaben und bemannte Raumschiffe festmachen können. Mit dem Start dieses Flugkörpers zu Ehren des XXVII. Parteitages der KPdSU leitet die Sowjetunion eine neue Etappe der Raumfahrt ein. Mit der Bezeichnung „Mir“ – Frieden – für diesen Orbitalkomplex dokumentiert die UdSSR ihren unbeirrbaren Weg, den Kosmos zum Wohle der Menschheit zu erschließen und zu nutzen. „Mir“ – eine Insel des Sternenfriedens.

Liebe Leser!

Die nächste Folge „Greifvögel der Sowjetunion“ erscheint in Heft 6/86, ebenfalls die Auflösung der Preisfrage und die Namen der Gewinner aus Heft 3/86.